012215

8. Jahrgang Heft 7/8 Juli/August 1943

STADTBIBLIOTHEK SIEGEN

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

WESTGOTISCHE KÖNIGSHALLE
von Naranco bei Oviedo in Spanien.
700 u. Ztr.
der baulichen Ergänzung

Amtliches Organ des
Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte
und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

8. Jahrgang 1943

Germanen-Erbe

Heft 7/8

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Alfred Tode: Aufgabe und Gestaltung eines Vorgeschichtsmuseums 98

Werner Hülle: Die vorgeschichtlichen Pfahlbauten — ein romantisches Bild? 104

Hermann Josef Seitz: Von Landsern und alten Scherben 110

Rudolf Bünte: Ein behauener Schalenstein im Teutoburger Wald 114

Fritz Warnecke: Sinnbilder und Steinmetzzeichen an der Marienkirche zu Krakau 118

E. Christmann: Ein Wodansheiligtum bei Alschbach im alten Bliesgau 120

H. Harder: Die Sippe des Civilis 123

Nachrichten 125

Bücheranzeigen 127

Alles läßt sich durch Standhaftigkeit
und feste Entschlossenheit erreichen

Prinz Eugen

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg., jährlicher Bezugspreis RM. 5.40 zuzüglich Porto. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

DIE HEIDENHÖHLEN *bei Überlingen am Bodensee*

Alfred Tode

Aufgabe und Gestaltung eines Vorgeschichtsmuseums

Gedanken und Anregungen aus der Aufbauarbeit der Vorgeschichtsschau des Hauses der Vorzeit, Staatliches Museum für Vorgeschichte in Braunschweig

Was ist das Hauptziel eines Museums, soweit es nicht nur der Aufbewahrung und Konservierung von Gegenständen dienen will? Dieses Hauptziel besteht doch wohl darin, bei der Allgemeinheit Sinn, Verständnis und Wärme für das betreute Gebiet zu erwecken. Das ist für das Gebiet der Vorgeschichte bestimmt nicht einfach. Viel zu groß und erhaben aber war das Leben und die Leistung unserer Vorfahren auf heimatlicher Scholle und im Kampf um neuen Volksboden, als daß wir uns bei der bisher erreichten Gestaltung unserer Vorgeschichtsmuseen beruhigen könnten.

„Vorgeschichtsmuseum"! Bei wem verbindet sich nicht mit diesem Begriff sofort die Vorstellung von Glaspulten und Schränken, angefüllt mit Steingeräten, Tongefäßen oder Metallbruchstücken? Wir, die wir uns beruflich und aus Leidenschaft dauernd mit solchen Dingen beschäftigen, empfinden gar nicht mehr, welch eine Zumutung diese Art von Museen an das Verständnis der Allgemeinheit unseres Volkes darstellt. Wenn wir zugeben müssen, daß Glasschränke mit Emaille- und Alluminiumgeschirr des 20. Jahrhunderts oder Pulte mit Entwicklungsreihen moderner Geräte nur einen kleinen Ausschnitt der deutschen Kultur des 20. Jahrhunderts darstellen können, dann dürfen auch keinesfalls einige Schränke voll Keramik, Waffen und Schmuck der Vorzeit der Allgemeinheit als Kultur unserer bäuerlichen Vorfahren" angeboten werden. Kultur ist viel umfassender als diese willkürliche Auswahl erhalten gebliebener Gegenstände. Da wir außerdem erkennen, daß Leben und Kultur von Natur aus untrennbar sind, und daß es eine große Gefahr war, „Kultur" in Gestalt von bildender Kunst, Musik und Dichtung zu isolieren von dem täglichen Leben, von dem Geschmack und der kulturellen Betätigung des gesamten Volkes, müssen wir die in der Vorzeit noch bestehende Geschlossenheit von Leben und Kultur auf jeden Fall darzustellen versuchen.

Bauernleben mit Not und Sorge, Kampf, Arbeit, Saat, Ernte, Glück und ruhigem Besinnen, das sind die ehernen Klänge, mit denen die Vorzeit zu uns spricht. Wie kläglich nehmen sich demgegenüber die armseligen Tongefäße, Bronze- und Eisenbruchstücke in unseren Museen aus! Spürt man hier Blut und Schweiß, Leistung und Lebenskultur unserer Vorfahren? Es ist doch auch nur eine ungerechte Zufälligkeit des Erdbodens, daß im wesentlichen nur Altertümer aus Ton, Stein und Metall erhalten geblieben sind. Eine nordische Bauernkultur ist aber ohne Holz, Schilf, Stroh, Hanf, Leinen, Wolle und Leder undenkbar! Hier müßte also schon rein materialmäßig ergänzend eingegriffen werden.

Insgesamt kann man sagen, daß in der Erforschung und Darstellung des Lebens und Wirkens unserer Vorfahren zwei wichtige Erkenntnisquellen mehr herangezogen werden müssen als bisher: Der alte Volksboden mit seinen heute noch wirksamen Kräften einerseits und das darauf natürlich gewachsene Bauernleben andererseits. Noch liegt vor uns dasselbe Land, das unsere Väter einst erkämpft und gerodet haben. Boden, Wasser, Wald, Berge, Täler, Sonne, Wärme, Regen, Schnee und Kälte, Wachsen und Vergehen im Jahreslauf: Wieviel von diesen Naturelementen und Naturgesetzen des alten Volksbodens galt schon zur Zeit unserer Vorväter! Seit der Jüngeren Steinzeit haben aber die Naturgesetze des Volksbodens das Werden und Wachsen der Bauernhöfe sowie Leben und Arbeit ihrer Bewohner geformt. Wir sollten also mehr nach vergleichendem Stoff aus allen Jahrhunderten des Bauerntums einer Landschaft suchen und den großen und bleibenden Gesetzen lauschen, die zwischen Volksboden und Bauernleben seit Jahrtausenden bestehen. Nicht die Unterschiede der einzelnen Perioden, die wir archäologisch ausklügelten, nicht die geringfügigen, nur für die chronologische Forschung wichtigen Veränderungen in dem archäologischen Fundmaterial sind das Wichtigste, das wir unserer Zeit zu melden haben, sondern gerade das Gleichbleibende, ja, dieses geradezu erschütternd Ewige im Bauerntum aller Jahrhunderte!

Bei dieser Erkenntnis sieht man die Schwierigkeit der Aufgabe, ein Vorgeschichtsmuseum so aufzustellen, daß es dem Andenken eines kämpfenden, ewigen Bauerntums und seiner Kulturleistungen würdig ist, und daß nicht durch die Fülle der gezeigten Einzelleistungen immer wieder das zerrissen wird, was die große Linie des kulturschöpferischen, gesunden Bauerntums ausmacht.

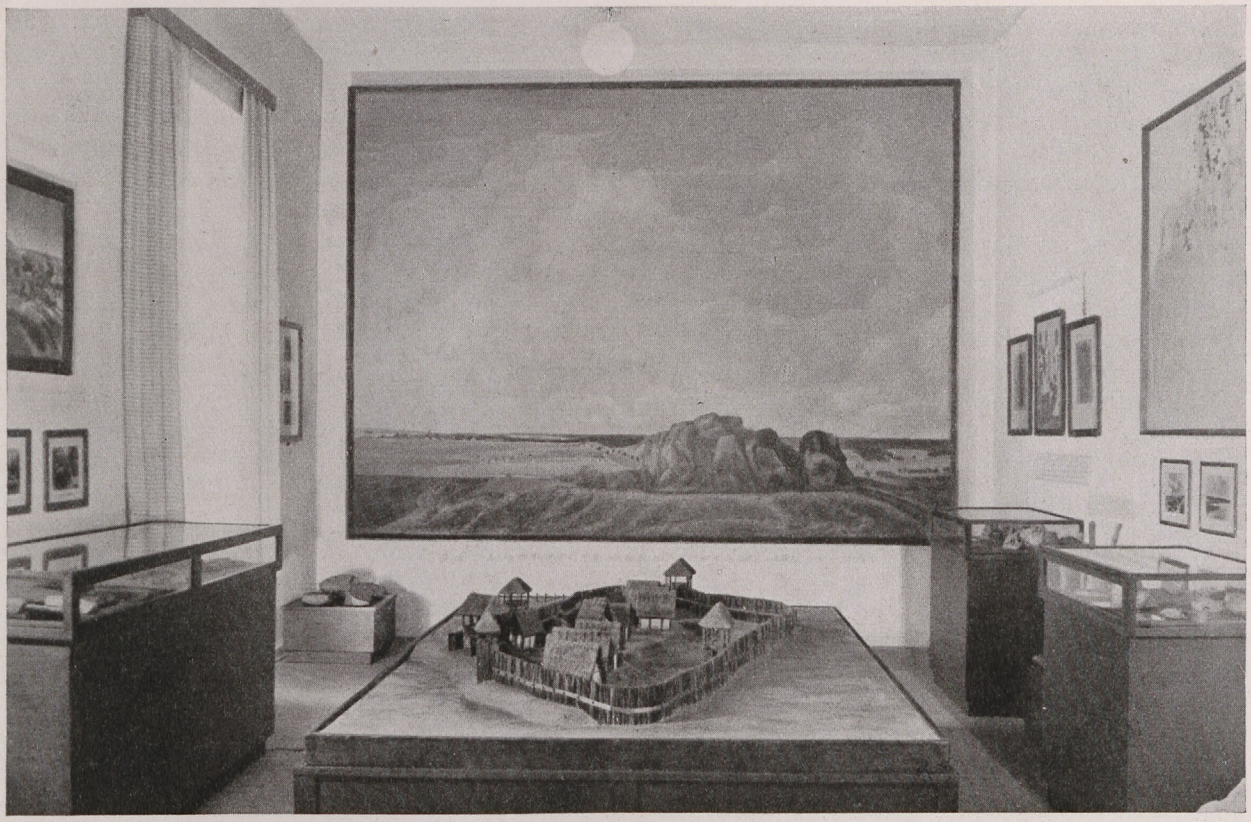


ABB. 1. STEINZEITSAAL *Großsteingräberkultur (Teilansicht)*

Fassen wir daher einmal die wesentlichen Aufgaben und Ziele eines Vorgeschichtsmuseums im heutigen Großdeutschland ins Auge: Die erste Aufgabe kann unter Berücksichtigung des eingangs Besprochenen etwa auf das Ziel ausgerichtet werden, Leben, Arbeit, Kampf und Leistung unserer Vorfahren in den Hauptepochen der Vorzeit darzustellen. Umwelt, Wirtschaft, Siedlungswesen, Handwerk, Brauchtum und Glaube sind einige Teilgebiete, die in lebensvollen Kulturbildern dem Beschauer gezeigt und nahegebracht werden müssen. Die Einseitigkeit unseres Fundgutes muß ausgeglichen werden. Einzelstücke und ihre typologische Entwicklung dürfen nicht mehr im Mittelpunkt stehen. Der ermittelte Lebensvorgang ist ebenso wichtig zu nehmen wie die Darlegung der Fundtatsachen, die ihn bewiesen haben! Jeder Arbeitsvorgang ist fesselnder als das fertige Stück!

Je besser schon die erste — mehr kulturkundliche — Aufgabe gelöst ist, um so leichter wird man auch das zweite große und sehr wichtige Ziel eines Museums erreichen können, dem Besucher tiefe Erlebniswerte zu vermitteln. Die erstaunliche Größe und Erhabenheit von Kampf und Leistung unserer Vorfahren müssen so eindringlich gezeigt werden, daß ein tiefes Gefühl der Achtung und Ehrfurcht vor unseren Vorfahren entsteht, ein Gefühl, das dann unschwer umgemünzt werden kann in ein Gefühl der Verpflichtung diesem Erbe gegenüber.

Dieses Ziel ist m. E. in den meisten Vorgeschichtsmuseen noch nicht erreicht: Die wissenschaftliche Sachlichkeit, mit der die vorgeschichtlichen Kulturen — teilweise ohne jede wertende Charakterisierung — vorgeführt werden, die gleichartige Aufreihung des Fundmaterials und die sachlich belehrenden Texte sprechen mehr den Verstand als das Herz an. Das Herz des Besuchers aber ist es, das wir gewinnen müssen. Wer eine Vorgeschichtsschau nur „ganz interessant" gefunden hat, war noch nicht mit Herz und Seele dabei. Wer aber innerlich ergriffen wurde für Werk und Schicksal unserer Vorfahren, wird auch den Weg finden, sich weiter zu belehren.

Also Erlebniswerte schaffen durch geschickte Auswahl des Ausgestellten, durch die Art der Aufstellung und die Einfügung wertender, nicht nur sachlich erklärender Texte!

Gar nicht einfach ist es dann, mit diesen Zielen noch eine dritte Aufgabe zu verbinden, die das Museum unbedingt mit übernehmen muß: Die Vermittlung eines möglichst übersichtlichen und leicht faßbaren Geschichtsbildes, und zwar von der Entstehung des Menschen, insbesondere der nordischen Rasse, sowie der völkischen Entwicklung der Germanen und ihrer Nachbarn bis in die frühgeschichtliche Zeit. Es handelt

sich also um eine Wissensübermittlung, die an die Vorgeschichte des engeren Museumsbereiches anknüpfen, aber in jedem Falle zu den großen Zusammenhängen der Rassenentwicklung in Nord-, Mittel- und Osteuropa vordringen sollte. Bei den großen Aufgaben, vor denen Großdeutschland heute in Europa steht, brauchen wir Schulungsstätten, an denen übersichtlich und für jeden verständlich die großen völkischen Zusammenhänge und Entwicklungen aufgezeigt werden, die jeder Deutsche wissen muß.

Und nun zur Frage der praktischen Durchführung einer Museumsaufstellung, die den skizzierten drei Hauptaufgaben gerecht werden soll. — Wenn ich hier versuche, stichwortartig einige Gedanken und Anregungen zur Museumsgestaltung zu geben, dann geschieht es aus den Erfahrungen heraus, die ich bei dem Neuaufbau einer Vorgeschichtsschau im Haus der Vorzeit in Braunschweig 1940/42 sammeln konnte. Mit der Berufung als Landesarchäologe des Landes Braunschweig wurde mir von dem braunschweigischen Ministerpräsidenten SS-Obergruppenführer Dietrich Klagges der Auftrag erteilt, in Braunschweig ein deutsches Vorgeschichtsmuseum aufzubauen, das unserer nationalsozialistischen Weltanschauung besser entspräche, als die meisten unserer bisherigen Vorgeschichtsmuseen. Seit 1940 ist unter tatkräftiger Förderung des Ministerpräsidenten trotz aller Kriegsschwierigkeiten die Aufbauarbeit im Gange. Ohne auf Einzelheiten der noch nicht abgeschlossenen Aufstellung einzugehen, möchte ich hier im Auftrage des Bundesleiters des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, des langjährigen Vorkämpfers auf dem Gebiet lebensvoller Museumsgestaltung, Univ.-Professor Dr. Reinerth, einige erste Bilder und Mitteilungen aus dem Haus der Vorzeit, Braunschweig, veröffentlichen. Natürlich können die einzelnen Probleme im Rahmen dieser Zeitschrift nur kurz gestreift werden. Ich möchte mich dabei auf 5 Punkte beschränken:

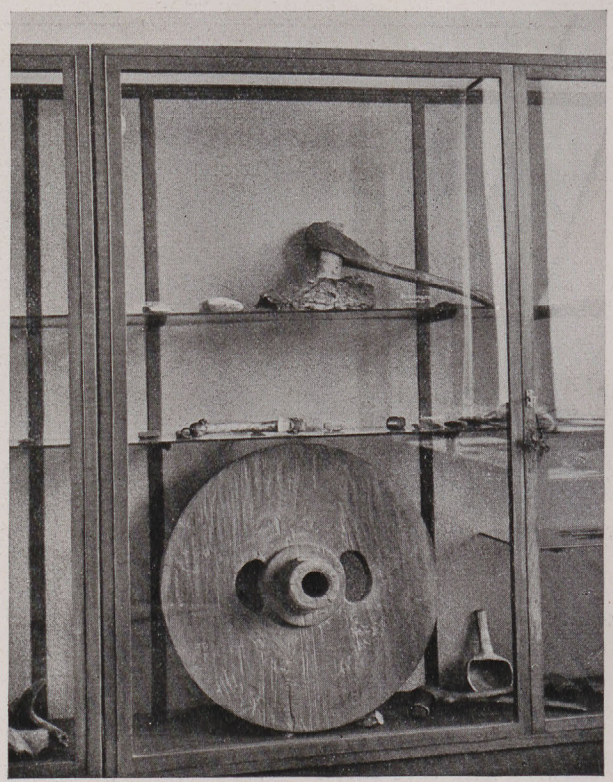


ABB. 2. STEINZEITSAAL *Großsteingräberkultur. Arbeiten in Holz*

1. Besucherkreis: Für wen soll ein Vorgeschichtsmuseum aufgestellt werden? Auf 100000 Deutsche kommen nur etwa 100 vorgeschichtlich besonders interessierte Personen (Fachleute, Sammler und andere Vorgebildete), d. h. eine Person auf Tausend! Wenn wir eine Tiefenwirkung im Volk erzielen wollen, müssen wir die Aufstellung also auf die restlichen 999 (pro 1000) Volksgenossen einstellen, die bisher weder besonders interessiert waren, noch über ausreichende Vorkenntnisse verfügten. Daraus ergibt sich, daß unsere meisten Museen sich in Aufstellung und Beschriftung immer noch allzusehr an die sog. Gebildeten wenden. Vereinfachen, Verzichten, Weglassen muß die Parole sein. Einiges Wenige aber sehr deutlich, leicht verständlich und anschaulich bringen! Möglichst viele der 999 sollen gefesselt und belehrt werden. Dabei besteht noch die Möglichkeit, daß der eine fachlich Vorgebildete (auf 1000) — für den im allgemeinen die Studiensammlung des Museums bestimmt ist — die vereinfachte Schausammlung ebenfalls ganz gern studiert, hat er doch fachliche Literatur und Studienmaterial sonst noch genug. Wenn er das Museum aber als allzu volkstümlich ablehnen sollte, hilft es nichts. Hier geht es um das ganze deutsche Volk, nicht um die ohnehin nicht verlorenen fachlich Interessierten bzw. Vorgebildeten.

2. Die Museumsräume. Die Frage „Welches Haus und welche Räume?“ ist nicht entscheidend. In Braunschweig wurde in durchaus zufriedenstellender Weise ein sog. Etablissement, der „Wilhelmsgarten“, zum Vorgeschichtsmuseum umgebaut. Ob Altbau oder Neubau ist unwichtig. Wichtig ist nur die Lage eines Museums möglichst im Innern einer Stadt, um möglichst vielen der Museumsfremden den ersten Schritt zum Museumsbesuch zu erleichtern. Wichtig ist auch gute Belichtung, und zwar lieber sehr gutes Kunstlicht, als mäßige oder schlechte natürliche Beleuchtung.

Anzahl und Größe der Räume aber ist in jeder Weise relativ. Im Haus der Vorzeit z. B. werden einmal 14 Räume für die Schausammlung zur Ver-

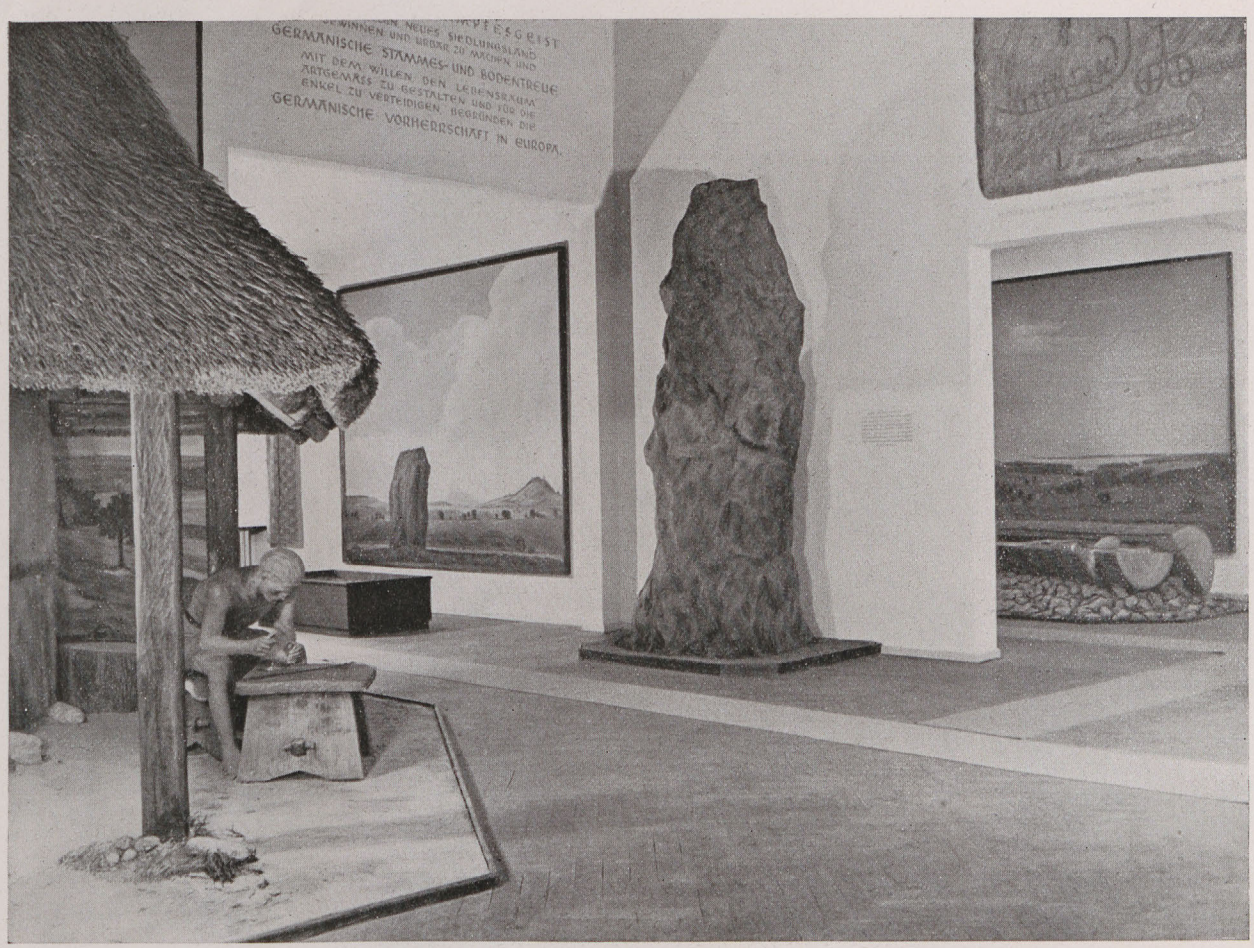


ABB. 3. HÜNENSTEINE im Vorharzgebiet — *Links: Bronzeschmied vor seinem Hause*

fügung stehen, darunter drei größere (saalartige) Räume, und doch reichen die Räume bei der Art der Aufstellung eigentlich nicht aus. Man kann allgemein sagen: Je mehr Raum für die Vorgeschichte zur Verfügung steht, um so leichter wird man die oben skizzierten Hauptziele der Vorgeschichtsschau erreichen können. Ausgangspunkt für die Schausammlung muß immer der vorhandene Raum sein. Lieber nur einen einzigen Pultschrank mit einigen Prachtstücken der Vorzeit zeigen, oder nur eine — für das Museumsgebiet besonders wichtige — Kultur an-

ABB. 4. URGERMANISCHE BESTATTUNG

schaulich und eindrucksvoll aufstellen, als den vorhandenen Fundstoff gleichmäßig bringen wollen, um damit den Raum oder die Auffassungsgabe des Besuchers zu überladen. Werten und Weglassen-Können ist eine höhere Pädagogik!

3. Ausstattung: Die Schausammlung eines Museums sollte mehr eine Ehrenhalle der Vorzeit sein als eine allzu lehrhafte Schulausstellung oder ein allzu fachliches Studienmagazin. Auf hell gemalten Wänden nur wenig Wandschmuck in Gestalt von künstlerisch wertvollen Bildern oder geschmackvollen Texten. Bei der Anspannung,

ABB. 5. DURCHBLICK ZUM URGERMANENSAAL

ABB. 6. URGERMANENSAAL *Teilansicht*

die ein aufmerksamer Museumsbesucher nach einiger Zeit empfindet, ist die Einfügung größerer Landschaftsbilder, wie im Haus der Vorzeit erprobt werden konnte, auch für die Entspannung und die Erhaltung der Aufnahmebereitschaft des Besuchers sehr vorteilhaft. Lieber auch einzelne, möglichst moderne Glasschränke oder Glaspulte mit wenigen nach Art von Juwelierauslagen angeordneten wertvollen Gegenständen, als eine größere Zahl alter Ausstellungsschränke voll gleichgearteter vorgeschichtlicher Fundstücke. Der gute Wille des Museumsleiters, trotz fehlender Mittel doch recht viel auszustellen, tut unseren Vorfahren keinen Dienst.

4. Die Vorgeschichtsschau selbst: Nicht kritiklose Ausstellung des vorhandenen Materials! Auch kleinste Sammlungen sollten sich fragen: was kann diese Abteilung der heutigen Zeit sagen? Welche

ABB. 8. BROTBÄCKEREI zur Urgermanenzeit

Erlebniswerte können zur Wirkung gebracht werden? Danach dann scharfe Auswahl und sinnvolle Anordnung der Gegenstände! Wie schon oben ausgeführt, müssen Lebens- oder Arbeitsvorgänge möglichst im Mittelpunkt der Aufstellung stehen. Die genaue Nacharbeitung seltener Originalfunde aus stoffechtem Material und die Aufstellung von Lebensgruppen ist daher sehr erwünscht.

In Braunschweig sind Geräte, Schäftungen, Griffe, Wagenräder usw. aus Holz, sowie Lederschuhe, Wollkleider und anderes größtenteils im Museum selbst originalgetreu nachgearbeitet; anderes wurde von auswärtigen Künstlern oder aus der Werkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte bezogen. Es wurden sodann Kulturgruppen mit lebensgroßen Figuren geschaffen, die manches anschaulicher und eindrucksvoller darstellen können, als es mit anderen Mitteln bisher möglich war. (Gemälde von Robert Naumann, Plastiken von Anny Funke-Schmidt, beide Braun-

ABB. 7. SPINNENDE GERMANIN der Bronzezeit mit Kindern

schweig). Abgüsse, Modelle und bildliche Darstellungen ergänzen die Schau in der Art, wie es bereits andere Museen mit Erfolg durchgeführt haben. Werktische in den verschiedenen Sälen sollen dem Besucher Gelegenheit geben, verschiedene Arbeitsvorgänge selbst praktisch zu erproben, und zwar nach Möglichkeit unter Anleitung geschulter Aufsichtskräfte.

5. Die Beschriftung sollte außer der Erklärung von Einzelgegenständen und Werkvorgängen nur das wichtigste Allgemeine bringen, soweit es jeder Besucher lesen muß und in

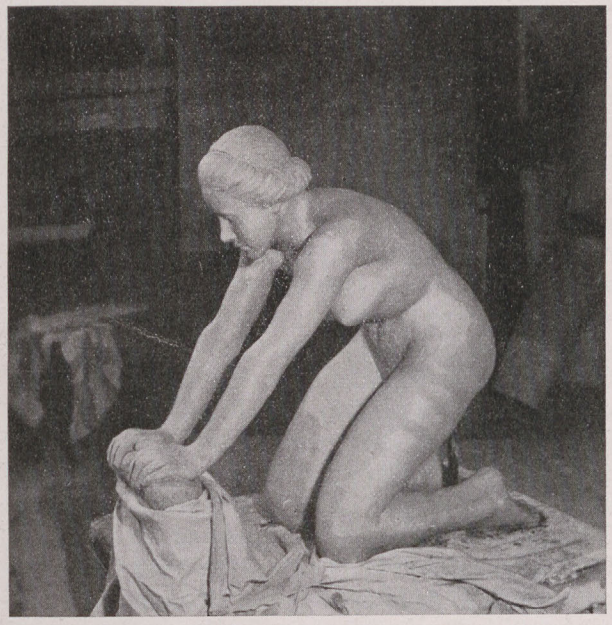


ABB. 9. ORIGINAL-PLASTIK in Ton Vorstudie zu der Frau an der Getreidemühle in Abb. 8

der Zeit eines Museumsbesuches auch tatsächlich lesen kann. In einigen Museen kommt nämlich ein sorgfältiger Leser nur bis zum zweiten Saal; dann wird er großzügig im Lesen, bis er zuletzt ganz ermüdet. Ein lässiger Besucher liest von Anfang an nur hier und dort und nicht immer das Wichtigste. Daher also wenig Allgemeinbeschriftung, und zwar gut unterschieden: Haupttexte mit eindrucksvollem, weltanschaulich ausgewertetem und lebensbezogenem Inhalt und Einzeltexte verschiedener Größe (je nach Wichtigkeit).

Jeder Museumsbesucher sollte für ein geringes Eintrittsgeld ein Heft mit zusammenfassenden Texten und Erklärungen bekommen, so daß die Schausammlung auch im Hinblick darauf an Texten sparen kann.

Das Wichtigste bei allen Museumsschöpfungen bleibt die Beachtung der drei großen Ziele, die einleitend besprochen sind: Lebensvolle Kulturbilder, Erlebniswerte und klares Geschichtsbild! Die Wirkung einer Vorgeschichtsschau wird nie allein von Räumen, Schränken oder Material der Sammlung abhängen, sondern von der inneren Wärme, mit der diese Ehrenhalle unserer Vorfahren gestaltet wurde.

Werner Hülle

Die vorgeschichtlichen Pfahlbauten – ein romantisches Bild?

Es gibt wenige Denkmalgruppen aus vorgeschichtlicher Zeit, die so allgemein bekannt und, fast könnte man sagen, so volkstümlich geworden sind wie die Pfahlbauten im süddeutschen und besonders im schwäbischen Raum. Dies erklärt sich nicht nur daraus, daß schon seit drei Generationen gerade in diesem Gebiet die Pfahlbauforschung wissenschaftlich betrieben wird, sondern auch daraus, daß diese Forschungen einen starken Widerhall in weitesten Kreisen des Volkes gefunden haben. Waren es in der ersten Blüte der Pfahlbauforschung neben den Pfahlbauberichten der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich die schwäbischen Dichter Fr. Th. Vischer und Victor Scheffel, die den Pfahlbauten zur Volkstümlichkeit verhalfen, so sind es in der Gegenwart die mit modernen Hilfsmitteln durchgeführten Ausgrabungen und ihre museale Auswertung, die vielen Zehntausenden einen Einblick in die Lebens- und Bauweise unserer Vorfahren gegeben haben. Es soll auch nicht vergessen werden, daß manches Heimatmuseum schon seit Jahrzehnten gerade für die Pfahlbaukultur reichliches Anschauungsmaterial geboten hat, so z. B. das von der Familie Leiner betreute Rosgarten-Museum in Konstanz. Aber allein schon der Besuch der Ausgrabungen, die seit dem Jahre 1919 unter der Leitung von H. Reinerth im oberschwäbischen Federseemoor und am Bodensee zuerst vom Urgeschichtlichen Institut der Universität Tübingen, später vom Reichsamt für Vorgeschichte Berlin durchgeführt wurden, haben in den Hauptausgrabungszeiten wöchentlich Tausenden von Volksgenossen einen einzigartigen Eindruck vermittelt. H. Reinerth hat die reichen Ergebnisse seiner Ausgrabungen nicht nur durch zahlreiche Vorträge bekanntgemacht und literarisch niedergelegt — so haben z. B. seine volkstümlich gehaltenen Schriften: „Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen“ 1922, 6. Auflage 1936, und „Pfahlbauten am Bodensee“, 2. Auflage 1940, eine für vorgeschichtliche Schriften recht hohe Auflagenziffer erreicht — sondern auch durch den unter seiner Leitung erfolgten Aufbau des Federseemuseums in Buchau und vor allem durch das Freilichtmuseum Deutscher Vorzeit in Unteruhldingen am Bodensee, sowie das Freilichtmuseum auf der Mettnau bei Radolfzell ein anschauliches und vollständiges Bild der Auswertung für die Allgemeinheit gegeben. Modelle steinzeitlicher Pfahlbauten im kleineren Maßstab wurden ebenfalls vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte in den letzten Jahren in zahlreichen Ausstellungen gezeigt.

Man hat nun neuerdings dieses Bild der Pfahlbauten, auf dessen Einzelheiten wir noch einzugehen haben, ein „romantisches“ genannt und besonders in der Presse die Meinung verbreitet, es sei an der Zeit, beispielsweise die Wiederherstellung der steinzeitlichen Pfahlbauten (Abb. 1), die auf Grund der Ausgrabungen in Sipplingen in dem Freilichtmuseum Deutscher Vorzeit in Unteruhldingen am Bodensee erst 1938 bis 1940 errichtet wurde, als Denkmal einer verflossenen Zeit der Pfahlbauromantik abzutun.

Wenn es sich wirklich so verhalten würde, daß es an der Zeit sei, eine romantische und nur durch die Überlieferung noch geheiligte Vorstellung der Vorgeschichtsforschung über Bord zu werfen und aus einem Pfahlbautraum, den der Forscher an-

ABB. 1. STEINZEITLICHES PFAHLDORF *Nach den Ausgrabungsergebnissen in Sipplingen wiedererstellt im Freilichtmuseum Deutscher Vorzeit in Unteruhldingen am Bodensee*

geblich als Alp empfindet, in die nüchterne Wirklichkeit zurückzukehren, so brauchte man kein Wort darüber zu verlieren. Aber die Frage der Pfahlbauten und ihrer Kultur ist für die deutsche Vorgeschichtsforschung nicht mehr, wie in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu Ferdinand Kellers Zeiten, eine längst versunkene Welt, die plötzlich wieder auftaucht und deren Bild uns letztlich als Kuriosität anspricht, sondern wir haben gelernt, die Träger der Pfahlbaukultur in den großen weltgeschichtlichen Ablauf der vorgeschichtlichen Jahrtausende einzuordnen und durch die Überreste dieser Kultur manchen entscheidenden geschichtlichen Vorgang im steinzeitlichen Alteuropa zu klären. Dies ist der Grund, warum sich auch die nationalsozialistische Schulung mit dem Stoff der Pfahlbauten befaßt und warum es nicht gleichgültig sein kann, ob die Pfahlbaumodelle nicht mehr Anschauungsmittel hochentwickelter vorgeschichtlicher Bau- und Siedlungsweise, sondern nur noch Denkmäler einer verflossenen Zeit der Pfahlbauromantik sein sollen.

Prüfen wir deshalb noch einmal die Entstehung und den Wandel des heutigen Pfahlbaubildes nach dem Stand der bisherigen Forschung.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Pfahlbauforschung, die damals an den Voralpenseen, am Bodensee ebenso wie an den Schweizer Seen, betrieben wurde, besonders durch den ersten Pfahlbaubericht Ferdinand Kellers 1856 ein bestimmtes Bild der Pfahlbauten festlegte, hatte sich im deutschen und skandinavischen Raum das sog. Dreiperiodensystem, d. h. die Einteilung der vorgeschichtlichen Zeit in Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit gerade durchgesetzt. Es war also auch schon außerhalb des Bereiches der provinzialrömischen Kultur in Südwestdeutschland eine gewisse Kenntnis vorgeschichtlicher Jahrtausende vorhanden. Es ist aber zweifellos richtig, daß im süddeutschen Raum die Pfahlbauforschung der ganzen Vorgeschichte einen starken Auftrieb gab. So ergab es sich, daß zusammen mit der Erkenntnis, daß man überhaupt durch Ausgrabungen etwas über die älteste Geschichte erfahren könne, das Pfahlbaubild Ferdinand Kellers sich überall, besonders in der gelehrten Welt, durchsetzte. Man glaubte, daß die Pfahlbauten scheinbar vorwiegend aus Sicherheitsgründen in den Seen auf Pfählen errichtet worden seien und eine besondere Siedlungsform darstellten. Der Wasserspiegel der damaligen Seen entsprach nach F. Keller im wesentlichen dem heutigen. Das Bild der sich im See spiegelnden Pfahlbausiedlung wurde unzählige Male dargestellt und ging schließlich als farbiges Schulwandbild in die breiteste Öffentlichkeit, wo es noch bis vor wenigen Jahren in Museen und an den Wänden mancher Schulstuben hing.

Dieses in gewissem Sinne tatsächlich „romantische" Bild der Pfahlbauten erschien der ersten

Forschergeneration unbedingt richtig, auch wenn im einzelnen die Ausgrabungsergebnisse nicht immer mit ihm in Einklang zu bringen waren. Dies geht z. B. deutlich aus dem Bericht des schwäbischen Naturforschers O. Fraas hervor, der im Federseemoor seit dem Jahr 1875 Ausgrabungen durchführte, und auf der 8. Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Konstanz 1877 darlegte, daß die Reste der angeblichen steinzeitlichen Häuser wegen der Lagerung ihrer Holzböden nicht als Pfahlbauten, sondern als Teile eines vorgeschichtlichen Knüppeldammes anzusehen seien.

In der Hauptsache wirkte sich der Auftrieb der Pfahlbauforschung in der zweiten Forschergeneration in mehr oder weniger planvollem Suchen nach Altertümern in den Seen aus. Eine zusammenfassende Darstellung der Pfahlbauten des Bodenseegebietes, allerdings fast rein nach der statistischen Seite hin, verdankt die damalige Zeit dem schwäbischen Forscher E. von Tröltsch (Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes, Stuttgart 1902). Immerhin zeigen beispielsweise die kürzlich erschienenen Lebenserinnerungen eines Pfahlbauforschers dieser älteren Generation, des leider vor kurzem verstorbenen Unteruhldinger Fischers und Altbürgermeisters Georg Sulger (Georg Sulger, 60 Jahre im Dienste der Pfahlbauforschung, Lebenserinnerungen und Funde, Überlingen 1940), daß die damaligen Sammler sich auch ihre Gedanken über das Leben und die Bauweise der Pfahlbauer machten, die gar nicht so abwegig sind, zumal diese Männer ja keine stubenhockenden Gelehrten, sondern Bauern und Fischer waren, die täglich am gleichen See lebten wie einst die Pfahlbauleute.

Das romantische Pfahlbaubild Kellers hielt sich aber auch in der zweiten Forschergeneration. Der Anlaß, diese durch Ferdinand Keller begründete und durch Jahrzehnte geheiligte Anschauung über die Pfahlbauten umzustoßen und ein neues Bild der Pfahldörfer und ihrer Kultur zu formen, kam von zwei ganz verschiedenen Seiten, nämlich von der kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Seite. Nur ein Forscher, der diese beiden Forschungsrichtungen gleichermaßen beherrschte, konnte diese Arbeit leisten. Es ist dies der seit über 20 Jahren, davon übrigens 14 Jahre von Tübingen aus, auf diesem Gebiet tätige Vorgeschichtsforscher Hans Reinerth.

Auf Grund einer seit dem Jahre 1919 begonnenen und im Jahre 1926 vorläufig abgeschlossenen planmäßigen Neuaufnahme aller steinzeitlichen Pfahlbaufunde auf dem Boden Süddeutschlands und der Schweiz hat Reinerth erstmalig ein geschlossenes Bild der Entwicklung der Pfahlbaukultur gegeben. Er hat dabei eindringlich gezeigt, daß es eine einheitliche „Pfahlbaukultur" im Gegensatz zu einer „Landkultur" nicht gegeben hat, sondern daß eine ältere, letztlich wohl aus dem Mittelmeerraum stammende westische Schicht von einer nordisch-indogermanischen Einwandererschicht, die aus dem mitteldeutschen Raum kam, überlagert wurde. Aus der Vermischung beider Kulturen ging eine indogermanisch geführte endjungsteinzeitliche Mischkultur hervor, für die Reinerth nach einem Hauptfundplatz im oberschwäbischen Federseemoor den Namen „Aichbühler Kultur" einführte. Gewiß hat es schon vor Reinerth Fachwissenschaftler gegeben, die zu gleichgerichteten Teilergebnissen kamen — von den schwäbischen Forschern ist hier der geniale Heilbronner Arzt und Vorgeschichtsforscher Alfred Schliz zu nennen und die Kossinnasche Siedlungsarchäologie schuf die wissenschaftlichen Grundlagen für die Art der Beweisführung —, aber es ist das unbestreitbare Verdienst Reinerths, diese große geschichtliche Schau der Pfahlbaukultur erstmalig dargestellt, wissenschaftlich bis ins einzelne fundiert und durchgesetzt zu haben. Es wird sich jeder, der dies miterlebt hat, daran erinnern, daß es ursprünglich gegen diese Darstellung, die heute fast selbstverständlich erscheint, sehr starke Widerstände gegeben hat, die nicht immer nur aus rein wissenschaftlichen Quellen gespeist waren.

Damit sind aber erst, und das verdient besonders festgehalten zu werden, die in den Mooren und Seen erhaltenen Reste von Häusern und Dörfern besonders kostbare Geschichtsquellen für eines der entscheidendsten Ereignisse der Vorgeschichte Alteuropas, nämlich die Indogermanisierung unseres Erdteiles geworden. Was wir heute etwa in einem oberschwäbischen Moor, im Bodensee, bei Zürich oder auch am Dümmer in Oldenburg erforschen, kann morgen für die älteste Geschichte Griechenlands oder der Ukraine Bedeutung gewinnen, da in diesen Räumen damals gleichartige Menschen wohnten.

Im Verfolg dieser kulturgeschichtlichen Untersuchungen der „Pfahlbauten" kam Reinerth schon im Jahre 1921 erstmalig zu der Überzeugung, daß die Pfahlbauten entgegen der Anschauung Ferdinand Kellers samt und sonders nicht im Wasser, sondern am Wasser, d. h. auf dem teils festen, teils sumpfigen, vorübergehend auch überschwemmten Ufer der Seen, also auf dem Lande, gelegen haben. (Die Pfahlbauten des Bodensees im Lichte der neuesten Forschung, Vortrag Lindau 12. September 1921, abgedruckt in Schriften des Bodenseegeschichtsvereins, Bd. 50, 1922). War diese Anschauung zunächst eine Vermutung auf Grund theoretischer Überlegungen und erster Ausgrabungen im Federseemoor im Jahre 1920, so wurde sie allmählich durch immer gewichtigere Beweise zur festgegründeten wissenschaftlichen Theorie erhoben

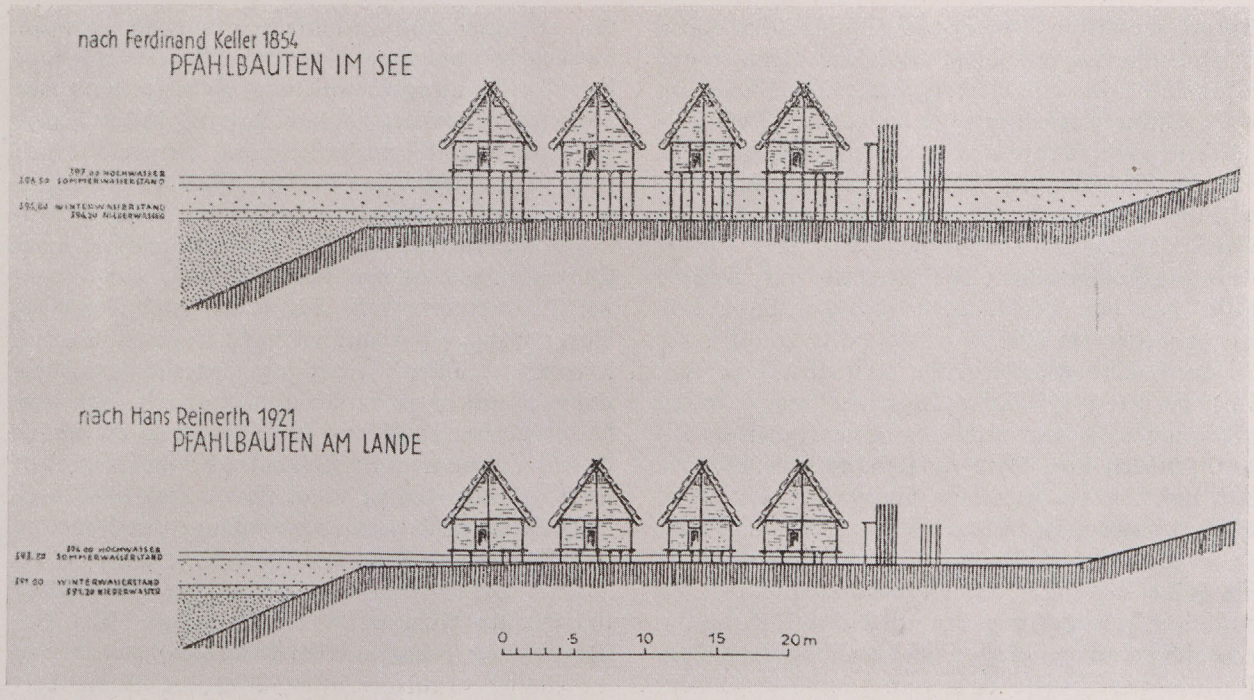


ABB. 2. DIE URSPRÜNGLICHE LAGE DER PFAHLBAUTEN *Nach Ferdinand Keller (1856) und Hans Reinerth (1921)*

(Waren die vorgeschichtlichen Pfahlbauten Wasser- oder Landsiedlungen? Zeitschrift „Die Erde", Bd. 3, Heft 4, 1925). In manchen wissenschaftlichen Diskussionen auf Fachtagungen (so Tübingen 1923, Salzburg 1926, Genf 1927) und in Veröffentlichungen hat Reinerth seine Theorie gegen alle Einwände siegreich verteidigt, und es gelang ihm schließlich, die weitaus größte Zahl seiner ehemaligen Gegner zu überzeugen. Dabei halfen ihm nicht nur die damals gerade neu gewonnenen Ergebnisse der Paläobotanik einschließlich der Pollenanalyse, die für die Festlegung der Seespiegelschwankungen entscheidend sind, sondern in erster Linie seine eigenen umfangreichen Ausgrabungsergebnisse, die er vor allem in den Siedlungen im Federseemoor (Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen, 1922, 6. Aufl. 1936), im Bodensee durch die erstmalige Kastengrabung bei Sipplingen (1929/30), in der Schweiz im Wauwiler Moor (1932—1934), später auch am Dümmer in Oldenburg (1938—40) und durch die Aufdeckung der spätbronzezeitlichen Wasserburg Buchau (1921—1937) gewinnen konnte.

Diese Anschauungen Reinerths über das ursprüngliche Bild der Pfahlbausiedlung, wie sie schon im Jahre 1921 formuliert und veröffentlicht wurden (siehe hierüber auch H. Reinerth, Zur Pfahlbaufrage, Prähistorische Zeitschrift XVIII, 1927, S. 111ff.) können dahin zusammengefaßt werden, daß

1. die Pfahldörfer der Voralpenseen am Ufer auf festem Lande oder auf Moorgrund, aber nicht im Wasser gestanden haben;

2. man zwischen Pfahlbauten im engeren Sinn, d. h. also Siedlungen, deren Häuser von senkrechten Pfählen in gewissem Abstand über dem Boden getragen wurden, und Moorbauten zu unterscheiden hat, deren Holzböden unmittelbar, also ohne Tragpfähle, auf dem moorigen Untergrund auflagen.

Die unter 1 genannte Behauptung wird am besten durch die Abb. 2 auch dem Nichtfachmann klargemacht werden können. Sie wurde zunächst von manchen Fachforschern und Laien heftig bekämpft, aber man kann heute sagen, daß sie längst zu einer fest fundierten allgemein anerkannten wissenschaftlichen Theorie geworden ist. Wer sich näher dafür interessiert, wird am besten in dem Werk Hans Reinerths: Die Jüngere Steinzeit der Schweiz, Augsburg 1926, S. 54ff. das Kapitel: „Die Siedlungsart" nachlesen. Dort heißt es unter anderem: „Können wir die Beweise Ferdinand Kellers auf Grund genauer Überprüfung heute nicht mehr als stichhaltig anerkennen, so müssen wir an Hand der positiven Befunde, der klimatischen Verhältnisse der Jungsteinzeit, der Lagerung und Zusammensetzung der Pfahlbaukulturschichten und der Konservierung ihres Inhalts uns dafür entscheiden, daß die Steinzeitdörfer, gleichviel ob ihre Häuser von Pfählen getragen wurden oder Moorbauten waren, nicht im Wasser, sondern am Ufer, zum Teil auf Seggen- und Moorwiesen, zum Teil auf unvermoortem, trockenem Grunde errichtet wurden. Das Bild der Pfahlbauten, das uns durch jahrzehntelange Tradition geläufig war, muß abge-

ändert werden. Der Begriff Pfahlbauten sollte in Zukunft nur auf sicher erwiesene „Häuser auf Pfählen" beschränkt bleiben; statt Pfahlbauten im alten Sinne werden wir am besten von Steinzeitdörfern oder Dörfern der Bronzezeit sprechen. Wie für die Steinzeit gelten die geschilderten Verhältnisse in noch größerem Maße auch für die Bronzezeit".

Das „romantische" Pfahlbaubild aus Kellers Zeit, das die Pfahlbauten als Seedörfer und Schutzburgen im Wasser zeigte, hatte damit durch Reinerth eine grundlegende Korrektur erfahren. Aber der Begriff „Pfahlbauten" war erhalten geblieben, und zwar nicht aus romantischen Gründen, sondern weil klare Forschungsergebnisse, die auf naturwissenschaftlicher Grundlage erarbeitet worden waren, zu diesem Bilde zwangen. Wenn Oskar Paret neuerdings (1942) solche auf Pfählen am festen Ufer der Seen errichtete Pfahlbauten bestreitet, so widerspricht er mit dieser Anschauung eindeutig den gesicherten Ausgrabungsbefunden. Im übrigen ist diese Überlegung keineswegs neu. Vor 18 Jahren (1925) hat sie der verstorbene Buchauer Oberförster W. Staudacher veröffentlicht (Prähistorische Zeitschrift XVI, 1925, Gab es in vorgeschichtlicher Zeit am Federsee wirklich Pfahlbauten?).

Es war damals für H. Reinerth nicht schwer, die Einwände Staudachers gegen das Vorhandensein von echten Pfahlbauten in der gleichen Zeitschrift zu widerlegen (Prähistorische Zeitschrift XVIII, 1927, S. 117—123 und Tafel 17—207). An den dort niedergelegten entscheidenden Beweisführung kann man auch heute nicht vorbeigehen.

Die Erwiderung Reinerths gipfelt in der Feststellung, daß die Annahme echter Pfahlbauten auf Grund eingehender Überprüfung der Ausgrabungsergebnisse in Riedschachen im Federseemoor gesichert ist, und daß Staudachers andersartige Auslegung auf ungenügendem Einblick in die Fundverhältnisse und auf Unkenntnis des Schrifttums beruhe.

Die klare und eindeutige Widerlegung Staudachers hat dazu beigetragen, daß allgemein in der Vorgeschichtswissenschaft die Pfahlbauten neben den Moorbauten anerkannt wurden. Weitere Ausgrabungen, so vor allem die Untersuchung des Pfahldorfes Sipplingen in den Jahren 1929 und 1930, haben dann die früheren Beweismittel für das Vorhandensein steinzeitlicher Pfahlbauten noch verstärkt. (Hans Reinerth, Das Pfahldorf Sipplingen am Bodensee, 1932, 2. Auflage 1938.)

O. Paret glaubt nun allerdings einen neuen Gesichtspunkt für die Moorforschung entdeckt zu haben, nämlich den, daß durch nachträgliches Steigen der Seen seit dem Ende der Bronzezeit die ursprüngliche Moordecke teilweise zerstört worden sei, und daß deshalb z. B. die Inselage der Wasserburg Buchau im Federseemoor nur vorgetäuscht werde. Man wird gewiß in der Moorgeologie solche nachträglichen Veränderungen nicht außer acht lassen dürfen. Für das Federseemoor und den Bodensee treffen sie jedoch keineswegs zu. Gerade hier sind die vorgeschichtlichen Verlandungsvorgänge durch einen so ausgezeichneten Fachmann wie Dr. h. c. Karl Bertsch, Ravensburg, eingehend erforscht worden. Bertsch kommt auf Grund seiner jahrzehntelangen Fachuntersuchungen zu dem klaren Ergebnis, daß eine nachträgliche Zerstörung der Moordecke weder im Federseemoor noch im Bodensee bewiesen werden kann. (Siehe hierzu u. a. K. Bertsch, Die vorgeschichtlichen Verlandungsvorgänge am Federsee und Bodensee. Mannus 1942, Heft 1/2.)

Aber wenden wir uns wieder der Hauptfrage zu, warum man denn die Annahme des Bestehens von echten Pfahlbauten, zwar nicht im Wasser aber am festen Ufer der Seen, beibehalten hat. Hierfür sollen nun zwei Gründe angeführt werden, die auch dem Nichtfachmann einleuchten werden:

1. die nicht zu bestreitende Tatsache, daß es eine Anzahl von gut untersuchten steinzeitlichen Siedlungen in oder an den Voralpenseen gibt, die im Unterbau eine so große Anzahl von senkrechten genau in Reihen geordneten Pfählen aufweisen, die unmöglich etwa nur Firstträger und Wandpfosten gewesen sein können, sondern eben Tragpfähle der Wohnbauten waren;

2. daß einige mit modernsten Mitteln erforschte Siedlungen wie Riedschachen I im Federseemoor und Sipplingen am Bodensee gezeigt haben, daß bei Pfahlbauten stets ein von senkrechten Pfählen getragener Schwellenrost vorhanden ist, auf dem der eigentliche Holzfußboden der Häuser mit seinem Lehmestrich liegt. Dagegen lagert bei den Moorbauten stets der Holzfußboden direkt ohne Tragpfähle auf der Torfschicht.

Wie stellt sich der Pfahlbaugegner nun zu diesen Tatsachen? Zu Punkt 1 vermag er nur ganz allgemeine Erwägungen ins Feld zu führen. Für den Nichtfachmann ist vielleicht die Behauptung am wirksamsten, daß der Forscher immer das unbehagliche Gefühl gehabt habe, auf schwankendem Boden zu stehen, wenn er an das Einrammen der Pfähle vom Einbaum aus denkt. Aber welcher Forscher denkt denn heute noch an das Einrammen der Pfähle vom Einbaum aus? Seit 20 Jahren wissen wir durch H. Reinerth, daß die Pfahlbauten am festen Ufer gestanden haben und wahrscheinlich nur bei Höchstwasser (also nur im Abstand von mehreren Jahren durch wenige Tage, höchstens Wochen) vom Wasser berührt wurden. Warum sollen die Erbauer der Pfahl-

bauten, die nach fachmännischem Urteil erstklassige Zimmerleute waren, ausgerechnet bei Hochwasser ihre Pfähle eingerammt haben? Nur nebenbei sei bemerkt, daß, wie die Erfahrungen beim Bau der Unteruhldinger Pfahlbauten gezeigt haben, kein „Einrammen" nötig war, sondern daß die Pfähle durch eine andere, viel einfachere Technik in den Boden kamen. Das unbehagliche Gefühl des Einrammens vom Einbaum besteht also schon seit 20 Jahren nicht mehr.

Den Punkt 2, nämlich die eindeutigen Grabungsbefunde in Riedschachen und Sipplingen, um nur die bisher veröffentlichten zu nennen, sucht man durch folgende Einwände zu entkräften:

1. Der Pfahlunterbau sei zu schwach, um das Haus mit den Bewohnern zu tragen.

2. Das Vorhandensein eines mehrfach erneuerten Bodenestrichs sei ein Beweis gegen den Pfahlbau.

3. Der Estrich hätte bei der Annahme eines Pfahlbaus leicht durch Einwirkung der Atmosphärilien zerstört werden können.

Wir können es uns nicht versagen, hier zunächst einmal zur Klärung der Prioritätsfrage für diese Einwände Parets einige der Punkte anzuführen, die Oberförster Staudacher schon im Jahre 1925 in der Prähistorischen Zeitschrift gegen die Pfahlbauten aufstellte (zitiert nach der Zusammenstellung von H. Reinerth in der Prähistorischen Zeitschrift XVIII, 1927, S. 119):

„1. Die vorhandenen senkrechten Tragpfähle reichen bei den Pfahlbauten in Riedschachen nach Abzug der Wand- und Firstbalken zum Tragen des Oberbaues nicht aus. Ihre Stärke ist vielfach völlig unzulänglich.

4. Der Lehmestrich der Bauten hat nur als Isolierungsschicht gegen den feuchten Mooruntergrund einen Sinn. Bei einem Bestand von Pfahlbauten mußte er in der trockenen Sommerzeit vielfach durch die Bodenspalten nach unten gesickert sein."

Es ist eigentlich kaum nötig, bei dieser völligen Übereinstimmung der „neuen" Einwände Oskar Parets mit denen, die Staudacher 1925 veröffentlichte, überhaupt noch auf sie einzugehen, da sie schon im Jahre 1927 von Reinerth in der Prähistorischen Zeitschrift ausführlich widerlegt worden sind.

Aber der Vollständigkeit halber sei nochmals darauf hingewiesen, daß, wie jedem Baufachmann, insbesondere dem Zimmermann, bekannt ist, die Tragfähigkeit senkrechter Pfosten, die ins Moor eingetrieben werden, ganz gewaltig ist und daß nach dem Urteil eben dieser Fachleute die Zahl und Stärke der gefundenen Pfosten für die Annahme echter Pfahlbauten bei weitem ausreicht. Beim Pfahlhaus 1 in Sipplingen sind bei einer Hausfläche von 9:5,8 m nicht weniger als 259 eichene, senkrechte Pfähle vorhanden, von denen nach Abzug der Wand- und Firstpfosten über 200 als Tragpfähle der Häuser verbleiben!

Heute spricht aber gegen diesen Einwand auch schlagend die Erfahrung beim Bau des Freilichtmuseums in Unteruhldingen, wo die Pfähle und der Schwellenrost der wiedererstellten Pfahlbauten nicht nur dazu ausreichen, die Bauten zu tragen, sondern auch täglich oft nach Hunderten zählende Besucher.

Daß auch bei Pfahlbauten ein Lehmestrich notwendig ist, der die Außenkälte, den Wind und bei Hochwasser die Feuchtigkeit von unten abhalten soll, wird jedem ohne weiteres einleuchten. Er diente zugleich der Saubererhaltung und der Ausebnung des Holzfußbodens. Gewiß ist in sehr trockenen und sehr nassen Zeiten der Lehm auch durch die Ritzen getropft, aber gerade dies hat man z. B. in Riedschachen im Ausgrabungsbefund nachweisen können! (Prähistorische Zeitschrift XVIII, 1927, S. 122).

Alles andere, was neuerdings in einer ausgedehnten Pressekampagne vom Leben der Bewohner eines Pfahldorfes erzählt wird, ist deshalb hinfällig, weil dabei immer wieder das Scheinbild der im Wasser stehenden Pfahlbauten bekämpft wird, das doch schon seit 2 Jahrzehnten nicht mehr besteht. Der senkrechte Abstand der Hüttenböden vom Moorgrund hat nach der Untersuchung Reinerths in Sipplingen höchstens 60 cm betragen. Dieser Untergrund war eine damals etwa 40 cm starke Torfschicht, die das Betreten der Fläche ohne weiteres gestattete (Reinerth, Das Pfahldorf Sipplingen, 2. Auflage, S. 38 u. 39). Das Pfahldorf Sipplingen lag also, wie Reinerth gezeigt hat (S. 74 a. a. O.) am Ufer des Bodensees auf einer ausgedehnten Moorwiese. Alle Überlegungen, die von anderen als diesen im Boden bis heute erhaltenen und durch die Ausgrabung erschlossenen Befunden ausgehen, können nichts gegen das Pfahldorf Sipplingen und seine Rekonstruktion aussagen.

Von den „umwälzenden Erkenntnissen" und den „neuen Tatsachen" bleibt also bei genauer Prüfung nichts übrig, dem die Vorgeschichtsforschung Rechnung tragen müßte. Daß die Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit nicht im Wasser, sondern am festen Ufer unserer Seen standen, ist schon seit mehr als 20 Jahren durch H. Reinerth ein gesichertes Ergebnis unserer Forschung. Daß es aber in vielen dieser Uferdörfer pfahlgetragene Häuser, also echte Pfahlbauten gab, ist nach Ausweis der Ausgrabungen nicht zu bestreiten. Die bisherige, wissenschaftlich gut fundierte Vorstellung von den vorgeschichtlichen Pfahlbauten, die auf mit modernsten Ausgrabungsmitteln durchgeführten Untersuchungen gestützt ist, wird in keinem Punkt von der „neuen",

tatsächlich aber vollinhaltlich von H. Reinerth und W. Staudacher übernommenen Lehre erschüttert oder gar widerlegt. Sie ist keineswegs „romantisch", sondern durch höchst nüchterne und zähe wissenschaftliche Arbeit gewonnen worden. Die auf diesen Ergebnissen gegründeten Pfahlbaumodelle und Wiederherstellungen in den großen Freilichtmuseen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte werden deshalb in ihrem Werte nicht im geringsten beeinträchtigt. Im Gegenteil, sie werden nach dem Kriege in verstärktem Maße als Anschauungs- und Schulungsmittel allen Volksgenossen die hochstehende Bau- und Lebensweise unserer nordisch-indogermanischen Vorfahren in lebendiger und anschaulicher Form zum Bewußtsein bringen.

Gewiß erhoffen auch wir von einer Fortführung der Forschungsarbeit nach dem Kriege eine weitere Vervollständigung und Vertiefung dieses vorgeschichtlichen Lebensbildes. Aber gewisse Grundfragen, wie die ursprüngliche Lage der Pfahlbauten, oder Einzelheiten der jungsteinzeitlichen Holzbauweise, so z. B. das Nebeneinanderbestehen von Moor- und Pfahlbauten, brauchen in Zukunft nicht mehr diskutiert zu werden, weder in der Fachwissenschaft, wo sie vor zwanzig bzw. fünfzehn Jahren eindeutig entschieden wurden, noch in der Öffentlichkeit.

Der vorstehende Aufsatz stellt eine Antwort auf den Artikel von O. Paret: „Vorgeschichtliche Pfahlbauten?" in Heft 1/1942 der Zeitschrift „Schwaben" dar. Auf Veranlassung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda sollte der Abdruck der Entgegnung in der gleichen Zeitschrift erfolgen. Nachdem sich die Drucklegung längere Zeit verzögert hatte, wurde durch die Stillegung der Zeitschrift „Schwaben" das dortige Erscheinen des Aufsatzes auf unabsehbare Zeit verschoben. Er wird daher in unveränderter Form in dieser Zeitschrift abgedruckt.

Schrifttum

1. Für die Wasserlage der Pfahlbauten:

Keller, Ferd., 1. Pfahlbaubericht, Die keltischen Pfahlbauten in den Schweizer Seen. Mitt. d. Antiquar. Gesellschaft, Bd. 9, 1856, S. 80/81.

Tschumi, O., Rytz, W., Favre, J., Sind die Pfahlbauten Trocken- oder Wassersiedlungen gewesen? 18. Bericht der Röm.-Germ. Kommission, Frankfurt a. Main 1929, S. 68ff.

Schmidle, W., Standen die Sipplinger Pfahlbauten trocken? Badische Fundberichte, Bd. 3, 1933, S. 79ff.

2. Für die Landlage der Pfahlbauten:

Reinerth, H., Die Pfahlbauten des Bodensees im Lichte der neuesten Forschung. Vortrag Lindau 12. September 1921. Abgedruckt in den Schriften des Bodensee-Geschichtsvereins, Heft 50, 1922, S. 61.

—, Pfahlbauten am Bodensee. Stuttgart-Augsburg 1922, 2. Aufl. Leipzig 1940, S. 11/12, 34.

—, Waren die vorgeschichtlichen Pfahlbauten Wasser- oder Landsiedlungen? „Die Erde", Bd. 3, Heft 4, 1925.

—, Die Jüngere Steinzeit der Schweiz. Augsburg 1926, S. 54ff.

—, Das Pfahldorf Sipplingen. Leipzig 1932. 2. Aufl. Leipzig 1938, S. 65ff.

Paret, O., Vorgeschichtliche Pfahlbauten? Monatsschrift „Schwaben", Bd. 14, 1942, S. 15ff.

—, Die Lösung der Pfahlbautenfrage? „Die Umschau", Bd. 46, 1942, S. 367ff.

Hermann Josef Seitz

Von Landsern und alten Scherben

„Daß man mitten im Kriege auch noch an so ausgefallenes Zeug, wie es alte Scherben sind, denken kann!" So meinte ein Kamerad, als wir uns durch das Dunkel einer Novembernacht zur Vorfeldstellung, die weit vor den Bunkern des Westwalles im letzten Grenzdorfe lag, tasteten, sorgfältig bedacht, verminten Stellen auszuweichen, und uns dabei über alles Mögliche unterhielten, nur nicht über das, was uns vorne wohl erwarten würde. Das wußten wir ohnehin, es war ja nicht mehr der erste Gang nach vorn.

„Ausgerechnet an alte Scherben! Das muß schon eine große Liebhaberei sein." — „Liebhaberei? Ja. Aber vielleicht ist es mehr als nur das." Und ich mußte meinem Kameraden einiges über diese Liebhaberei erzählen, soweit das unter den gegebenen Umständen möglich war.

Erst haben die Kameraden über meine Neigung, während den freien Stunden auf den Äckern in der Umgebung der sog. rückwärtigen Stellung umherzustreifen, gelächelt. Mein Tun erschien ihnen als höchst überflüssig, zumal ich sie nicht an Hand von Funden über meine Absichten aufklären und sie überzeugen konnte. Dann kam der erste Kriegswinter und die Sache der Scherben war eingeschlafen.

Das Frühjahr führte uns weg von der Front und auf die Höhen der Schwäbischen Alb, auf den Heuberg. Hier lockte ein schöner Sonntag zu den Hügelgräbern in dem unweit des Quartierdorfes gelegenen Naturschutzgebiete. Grabhügel, das war schon etwas, was Interesse bei manchem erzeugen konnte. Glücklicherweise war an einigen abgegrabenen Hügeln die Steinsetzung belassen, so daß zum Wort sich auch die wirkliche Anschauung gesellen konnte. Auch geologische Fragen tauchten auf, denn die merkwürdige Erscheinung zahlreicher Erdfalltrichter verlangte nach Erklärung.

Dann lagen wir wieder in der Stellung. Es war bei Longwy, im Mai, zu einer Zeit, als der rechte

ABB. 1. FESTUNGSKIRCHE *zu Magescq (Landes)*

Flügel der deutschen Front in unaufhaltsamer Wucht bereits tief ins Feindesland gestoßen war. Wir waren noch zum Warten verurteilt. Und hier wäre mir fast eine „Grabung" geglückt. Auf Gefechtsvorposten fand ich im Anschnitt eines kleinen Stollens eine Kulturschicht. Zwar waren die Verhältnisse nicht angetan, vorgeschichtlichen Dingen nachzugehen, aber das schön gezeichnete Profil mußte verlocken. So begann ich mit dem Messer zu stochern und nach Scherben zu suchen, mußte aber mein Vorhaben rasch einstellen und, soldatisch gesagt, schleunigst abbauen. Die Gründe hie für waren zu naheliegend und auch zu schwerwiegend, weil etwas groß im Kaliber.

Einige Ruhetage in den Ardennen folgten. Wunderschöner Buchenwald. Und rings um den Lagerplatz breite, aber ziemlich flache Grabhügel, einzeln und in kleinen Gruppen. Man könnte doch einen Hügel aufdecken, meinte ein Kamerad. In einem halben Tage wäre die Arbeit getan. Nun mußte ich erklären, daß ein derartiges Vorhaben etwas unzeitig wäre und daher nicht unsere Aufgabe sein könnte. Funde würden wir sicherlich zutage fördern, aber was sollte mit ihnen geschehen? Zumal der Alarm stündlich zu erwarten sei. Ich sah einige enttäuschte Gesichter und freute mich darüber. Im übrigen, so meinte ein Kamerad boshaft, könnten wir uns die Arbeit ersparen. Vielleicht würde uns der feindliche Artilleriefflieger doch noch ausfindig machen und das Feuer, das bisher das rechts von uns gelegene Gelände abtastete, in unsere Gegend leiten. Und dann, so hoffe er zuversichtlich, würden die Biester auch auf den Grabhügeln krepieren. So kämen wir auf mühelose und vollkommen legale Art zu den alten Scherben und mein denkmalpflegerisches Gewissen könnte beruhigt sein. — Anderntags trat unsere Aufklärungseinheit als Spitzenkolonne in einer Vorausabteilung an.

Monate später. Unser zweiter Weg nach Frankreich führte uns durch die Normandie und an die Kanalküste der Bretagne. Hier waren es die Zeugen germanischer Vergangenheit, die von selbst zu sprechen begannen. Ein Kamerad gab dem Ausdruck, was viele empfanden. „Merkwürdig! Wir fahren durchs Franzosenland und nach all dem Fremden, das wir bisher gesehen, heimelt uns jetzt auf einmal wieder so vieles an. Nun sind die Türme auf einmal wieder spitz." Es waren die romanischen und gotischen Kirchen, die altersgrauen, trutzigen Schlösser, die in so vielem an deutsche Bauten erinnerten. Und am Pfingstsonntag 1941 standen wir staunend und ergriffen vor dem aus dem Meere aufsteigenden, himmelstrebenden, steingewordenen Wunder des St. Michel, dem einzigen festen Platze, der im hundertjährigen Kriege den Engelländern standgehalten hat.

Normannisch-germanischer Geist war lebendig geworden und er wurde zum Begleiter durchs

ABB. 2. FESTUNGSKIRCHE zu Magescq (Landes)

westliche Frankreich bis hinunter ins Baskenland am Fuße der Pyrenäen, auf Wegen, auf denen schon im Sturme der Völkerwanderung landsuchende Germanen gezogen waren, lange bevor die schlanken Drachenschiffe der Wikinger die Küsten anliefen. Hier im äußersten Südwesten Frankreichs waren die Visigoths, die Westgoten, gesessen, sind die Landnahmeheere der Sweben und Wandaler durchgezogen. Es war nicht verwunderlich, daß neben normannischen Denkmalen in Les Landes und Gascogne auch Spuren dieser älteren germanischen Besiedlung und ihre Nachwirkung sich zeigten. Um nur ein Beispiel zu nennen: An der Außenseite der kleinen Kirche zu Magescq, eine

ABB. 4. STEINPLATTE mit Sinnbildern aus Gars am Inn

der Festungskirchen, die an den Krieg gegen England erinnern, fanden wir auf einem der Steinquadern im Strebepfeiler unmittelbar rechts neben dem Eingang ein Relief, das ein Menschenangesicht darstellt, ein germanisch-„heidnisches" Sinnbild aus frühromanischer" Zeit, das wohl der Abwehr böser Einflüsse dienen sollte (Abb. 1, 2, 3).

Derartige „Heidenköpfe" sind an frühromanischen Kirchen vor allem auf süddeutschem Boden eine nicht seltene Erscheinung. Zum Vergleich sei hier das Bild einer Steinplatte mit frühromanischen Bildwerken wiedergegeben, das zu Gars am Inn in der Nähe der Kirche gefunden wurde und wohl von der älteren Kirche stammt (Abb. 4). Die Aufnahme verdanke ich der frdl. Vermittlung meines Kameraden Dr. Hans Jakob (Wasserburg, Inn). Hier gesellt sich zum „Abwehrkopf"

ABB. 3. „UNHOLDENKOPF" an der Kirche zu Magescq (Landes)

auch der „Abwehrknoten", der „Wodans-" oder „Weltknoten" und diese doppelte Abwehr stellt sich dem „Untier" (Wolf), dem Bösen, dem „Unholden" gegenüber. Die Deutung dieser vermutlich langobardisch beeinflußten Sinnbilder sei den Volkskundlern überlassen.

Für uns Soldaten war die Entdeckung des „Unholdenkopfes" ein Erlebnis, das manche Fragen aufwarf, gleichwie auch die Herkunft der vielen blonden und blauäugigen Menschen, denen wir auf unseren Fahrten begegneten und die sich vom „westischen" Franzosen oder gar dem baskischen Menschenschlag scharf abhoben, nach Erklärung verlangte. So wurde in die Schulung der Schwadron auch Vor- und Frühgeschichtliches eingebaut und den Landsern wurde klar, daß germanisches Erbe nicht nur in Stein oder Bodenfund, sondern auch im Blute nachlebt.

Der Vorgeschichtler wird sich selbstverständlich für alle diese äußeren Nachwirkungen germanischen Ursprunges interessieren, seine Hauptaufgabe besteht jedoch darin, jenen Spuren nachzugehen, die der Boden verwahrt hält. Freilich, nicht jeder Vorgeschichtler im Soldatenrock hat ein ähnliches Finderglück wie unser leider früh verstorbener Forscherkamerad Dr. W. Frenzel, der als Führer einer Kradschützeneinheit im polnischen Feldzug germanische Gräber auffand und sie mit seinen Männern in wenigen Ruhetagen zwischen den Kämpfen aufdeckte.

Von meiner eigenen Arbeit ist nach dieser Seite nicht viel zu berichten. Ich hatte weder das Glück, Germanisches, dem doch unser Hauptaugenmerk gilt, dem Boden abzugewinnen, noch überhaupt den Spaten anzusetzen. Aber wir interessieren uns auch für Bodenfunde aus anderen Kultur- und Zeitabschnitten. Und hier ist einiges zu vermelden. Auf einer Landzunge im Golfe von St. Malo fanden sich beim Ft. de la Varde grobe, aus Quarz und Quarzit hergestellte Steingeräte, in der Hauptsache Stichel, fäustelartige Formen und Handspitzen altsteinzeitlichen Charakters (Abb. 5, Fig. 11—13). Sie lagen mit Hornsteinfunden mittelsteinzeitlicher Art vergesellschaftet (Fig. 7—10). Ihre Bearbeitung wird an anderer Stelle erfolgen, hier soll nur so viel gesagt sein, daß die mittelsteinzeitlichen Funde unter dem geläufigen, doch wenig glücklichen Begriff des „Azilio-Tardenoisiens" einzureihen sind.

Hierher gehören auch die Mittelsteinzeitfunde aus Hornstein, die wir auf den Dünen des Landes um Bajonne und Magescq auflesen konnten (Fig. 1—6). Wir, d. h., daß ich nicht mehr allein auf die Suche ging. Das „Suchkommando" hatte mehr als Truppstärke angenommen. Paul Böck, der Kamerad, war in jedem Falle mit bei der „Steinstolperei". Als ich auf Vorschlag des Reichsamtes die Aufgabe eines Sachbearbeiters für Vor- und Frühgeschichte im Rahmen der Division übernahm, beförderte er mich zum „Divisions-Steinstolperer" und er war der Meinung, daß ich von seiten der Division für meine „nebenamtliche" Arbeit auch entsprechend ausgerüstet werden müßte. Ich bräuchte zum mindesten ein geländegängiges Fahrrad und einen handfesten Rucksack.

Die schönen Tage der Besatzungszeit in Frankreich nahmen ein jähes Ende. Mit Herbstbeginn

ABB. 5. STEINZEITFUNDE *aus Frankreich. M. 1 : 1*

führte uns das Soldatenschicksal zwar nicht, wie wir gehofft hatten, noch weiter nach dem Süden, nach Afrika, sondern nach dem Osten. Unmittelbar vor Leningrad erlebten wir in der Stellung den ersten, harten russischen Winter. In einigen Behausungen des Vorortes Strjelna fand ich unter der wenigen armseligen Irdenware etliche graue Gefäße, die in Form und Verzierung merkwürdig schnurkeramisch aussahen. Kameraden, die im Mittelabschnitt gestanden hatten, haben über ähnliche Beobachtungen berichtet. Hier wirkt anscheinend uralte Formentradition über einige Jahrtausende hinweg noch nach. Das war umständehalber meine einzige Beobachtung im Osten. Die Vorgeschichte mußte ruhen. Aber nur äußerlich. Allem zum Trotze. In ruhigen Stunden schrieb ich einen Aufsatz über „Alte Scherben?" für die Kameraden, den die „Soldatenblätter für Feier und Freizeit" in Heft 9/42 veröffentlichten.

Der Soldat, der mit dem Boden so oft in unmittelbare Berührung kommt, hat vielleicht manchmal Gelegenheit, Bodenfunde zu beobachten, so etwa bei Erdarbeiten oder Schanzübungen in rückwärtigen Stellungen oder in den besetzten Gebieten. Bei Auftreten derartiger Funde ist sofort Meldung dem Einheitsführer zu erstatten, der das weitere veranlassen wird. In diesem Sinne etwa lautete ein Befehl des Militärbefehlshabers für den besetzten Westen. Zur Ausführung eines solchen Befehles ist aber zuerst ein Wissen um die Art der Bodenfunde notwendig. Weiß der Soldat zudem um den Sinn des Fundgutes, um die völkisch-rassische, kulturelle und politische Bedeutung der Vor- und Frühgeschichte, so wird er Meldung aus innerem Befehle heraus erstatten. Die „alten Scherben", achtlos beiseite geworfen, könnten viel bedeuten, sie könnten gar germanisches Kulturgut sein. Das zu schützen sind wir unseren Vorfahren gegenüber verpflichtet. Erst recht als Soldat! Und nicht zuletzt: Das Wissen um den Sinn der deutschen Vor- und Frühgeschichte gibt ein Wissen um den Sinn unseres harten Kampfes für die Erhaltung des deutschen Menschen und der deutschen Heimat und darüber hinaus für jene der gesamten europäischen Welt. Es führt uns an den Urquell unseres Blutes und an die Wurzeln unserer Kultur, die beide aufs neue bedroht sind durch Untermenschentum und Unkultur der ostischen Steppe. Sie zu verteidigen und zu erhalten sind wir angetreten, nach dem gleichen Gesetze, das unsere Altvorderen zu kämpfen befahl.

Zahlreiche Zuschriften von Kameraden der Front und in der Heimat besagen mir, daß der kleine Aufruf nicht ungehört verhallt ist, weil nun mancher Soldat die Sache der „alten Scherben" mit anderen Augen betrachtet.

Wenn ich im vorstehenden und an dieser Stelle über meine eigene Arbeit im Dienste der Vor- und Frühgeschichte als Soldat der Feldtruppe erzählt habe, so möge das richtig verstanden werden. Zunächst komme ich damit einem Wunsche des Reichsbundesführers und Beauftragten für Vor- und Frühgeschichte in den besetzten Gebieten nach. Ich weiß, daß, abgesehen von dem rein persönlichen Werte dieser Arbeit, die Ergebnisse, wissenschaftlich gesehen, recht bescheiden sind, so daß nicht viele Worte darüber zu verlieren wären. Sie waren eben den Umständen entsprechend. Aber gerade diese Umstände sind es, die mich zu der Hoffnung berechtigen, daß die Arbeit eines Soldaten neben den großangelegten planmäßigen Forschungs- und Aufbauarbeiten des Einsatzstabes des Reichsamtes für Deutsche Vorgeschichte auf ihre Art bestehen darf.

Rudolf Bünte

Ein behauener Schalenstein im Teutoburger Wald

Im Sommer 1941 entdeckte ich in verkehrentrückter Gegend ein wenig unterhalb der Höhe des Stemberges im Teutoburger Walde bei Berlebeck (Kreis Detmold) inmitten einer größeren Zahl von Steinblöcken einen seltsam zubehauenen, 60 cm hohen Stein von fast würfelartiger Form mit oben abgerundeten Ecken, dessen obere Fläche eine künstliche muldenartige Vertiefung in Form einer Schale mit unregelmäßiger Umrandung aufweist (siehe Abb. 1).

Die Bearbeitung ist ziemlich roh ausgeführt, sowohl an den Außenkanten des Steins wie im Innern der Schale, die bis zu 10 cm ausgemeißelt ist. Der auffällige Eindruck wurde dadurch noch verstärkt, daß infolge der vorangegangenen Regentage sich die Mulde mit Wasser gefüllt hatte. Das erweckte zunächst durchaus die Vorstellung eines alten Taufsteins.

Als ich einige Wochen später Professor Teudt an diese Stelle führte, entschieden wir uns angesichts der Beobachtung, daß die Verwitterungsspuren auf hohes Alter zu deuten schienen, für die Annahme eines vorchristlichen germanischen Opfersteins.

Es schien das die einzig mögliche Annahme; denn erstens spricht die landschaftliche Lage dafür, in-

sofern sich der Fundort in einer von jedem Verkehr abgelegenen, einsamen Waldgegend befindet; zweitens erscheint es ausgeschlossen, daß in christlicher Zeit ein Steinmetz etwa in kirchlichem Auftrage oder zu seinem Sondervergnügen an diesem hoch oben am Stemberge gelegenen Orte eine recht unvollkommene Arbeit geleistet haben sollte; schließlich fällt auch die freistehende Lage des Steines auf, der sich im Mittelpunkt einer Reihe von fast kreisförmig ihn umlagernden Steinblöcken befindet, und weiter die eigentümliche Erscheinung, daß die gewaltigen Blöcke, die den Stein an seiner Vorderseite, wie beabsichtigt, im Halbkreise umgeben, sich als merkwürdig passende Sitzgelegenheiten darstellen.

ABB. 1

Später hörte ich, daß dieser Stein schon früher die Aufmerksamkeit anderer Germanenforscher erregt habe, vor allem habe der vorgeschichtlich erfahrene Herr W. Düstersiek-Detmold sich schon mit dem Stein beschäftigt und eine Aufnahme von ihm gemacht. Jedoch habe man sich für eine Herkunft aus germanischer Zeit nicht entscheiden mögen, da weder die Unmöglichkeit, das Alter des Steins aus der Bearbeitung zu bestimmen, noch die Schwierigkeit, aus dem Grad der Verwitterung Schlüsse zu ziehen, ein sicheres Urteil erlaubten.

Dies alles und die Scheu vor einer klaren Entscheidung überhaupt, solange noch keine gründliche Untersuchung des Platzes mit Hilfe einer Grabung stattgefunden habe, besonders angesichts so mancher als voreilig erkannter Behauptungen über entdeckte germanische Opfersteine, ließen einstweilen die Sache auf sich beruhen.

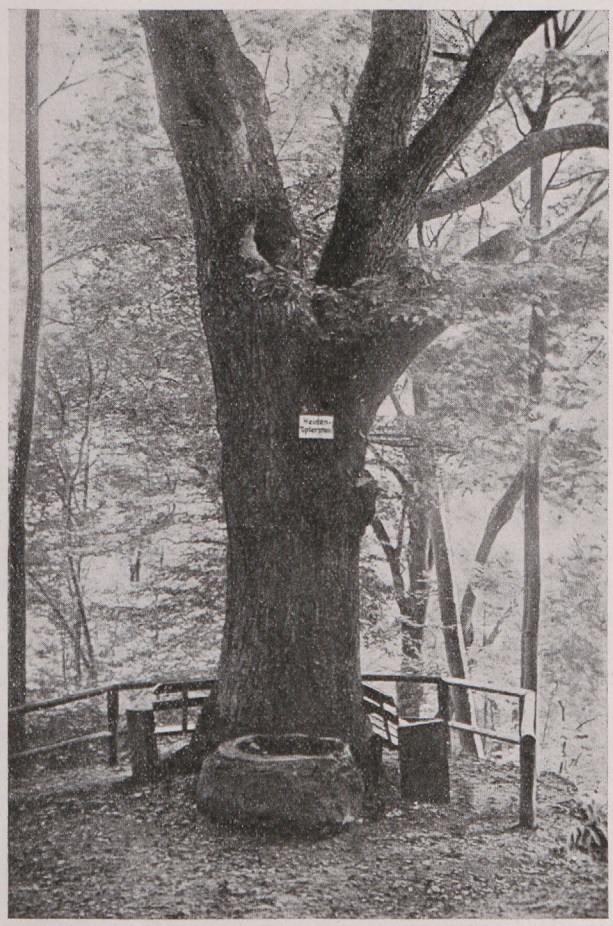


ABB. 2

Da kam mir wie gerufen ein unerwartetes Erlebnis zu Hilfe. Im Frühsommer 1942 weilte ich einige Wochen in Bad Kissingen. Wie ich dort eines Tages den wohlgepflegten Fußweg zum Staffels emporsteige, stehe ich plötzlich — ich traute meinen Augen nicht — vor dem gleichen Steindenkmal wie auf dem Stemberge im Teutoburger Walde! Am Fuße einer gewaltigen Eiche ruht hier in voller Eindrücklichkeit ein ebensolcher Stein mit der gleichen Vertiefung auf seiner Oberfläche, nur im ganzen noch geschickter bearbeitet (siehe Abb. 2).

Um die überraschende Ähnlichkeit noch zu verstärken, hatte der Regen am Tage zuvor das ziemlich flach eingemeißelte Becken gefälligerweise auch hier mit Wasser gefüllt. An dem Eichenstamm oben darüber aber las ich auf einem Täfelchen die Inschrift:

„Heidenopferstein".

Ich muß gestehen, daß ich innerlich frohlockte: Also doch! Ein germanischer Opferstein! Und wie zur Bestätigung meiner freudigen Überraschung entdeckte ich in nächster Nähe unmittelbar gegenüber an einer ebenso mächtigen Eiche auch die — in dieser Gegend ja zu erwartende — Stellungnahme der katholischen Kirche zu diesem „Heidenwerk": dort hing nämlich zur Abwehr etwaiger teuflischer Einflüsse ein Täfelchen mit einem holzgeschnitzten Kruzifixus auf gemaltem Untergrunde.

Die katholische Kirche — so sagte ich mir —, die ja mehr weiß in diesen Dingen als sie zugibt, hält also diesen

Stein für einen echten, aus vorchristlicher Zeit stammenden Opferstein; vermutlich wird sie auch nicht versäumt haben, die Bedeutung dieses Denkmals germanischer Religionsübung nach Möglichkeit zu entkräften. Und in der Tat: meine Vermutung erwies sich als richtig und fand zunächst ihre Bestätigung in der geradezu verblüffenden Unkenntnis und Gleichgültigkeit, die ich an Stelle der eigentlich zu erwartenden Berühmtheit des Steines in Bad Kissingen feststellen mußte. Mit Ausnahme des Mitglieds unserer W. Teudt-Gesellschaft, Herrn Bezirksschulrats Nicola, hatte unter den Einheimischen, die ich danach fragte, dem Stein kaum jemand Beachtung geschenkt; in keinem Laden war ein Lichtbild davon aufzutreiben, während von sonstigen Sehenswürdigkeiten Kissingens massenhaft Ansichten zum Ver-

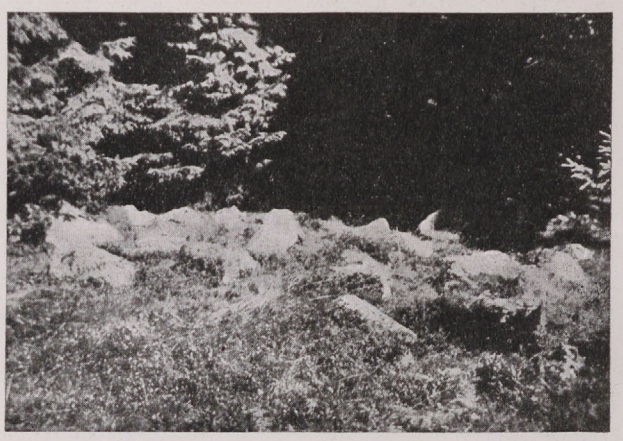


ABB. 3

kauf standen. Selbst eine ausführliche Besprechung des Rektors Hermann Fischer in den „Beiträgen zur Heimat- und Volkskunde von Bad Kissingen und Umgebung", Jg. 1937, unter dem Titel: „Ein Opfer- und Kultstein aus großgermanischer Zeit" schien ohne Wirkung geblieben zu sein.

Aber mehr noch: wie ich von Herrn Nicola erfuhr, war der Stein nach seiner Auffindung an anderer Stelle zum Gegenstand einer angeblich wissenschaftlichen Untersuchung durch den Würzburger Professor Dr. Hock gemacht worden mit dem Ergebnis, daß er als ein vom Steinmetzen angefangener, nicht vollendeter christlicher Taufstein anzusprechen sei.

Aber das Tollste war die Tatsache, daß der Stein von seinem ursprünglichen Standort an vielsagender Stelle am Fuße des „Stufenberges" entfernt worden war. Hier war er in Gesellschaft eines ganz in der Nähe aufgefundenen „Sonnensteins" an offenbar alter Kultstätte — schon der Name Stufenberg spricht dafür! — halb in der Erde steckend und schon dadurch sein hohes Alter verratend einst entdeckt worden, dann aber auf Betreiben nicht eben germanenfreundlicher Kreise (oder aus Kurzsichtigkeit?) an den Promenadenweg auf dem Staffels verpflanzt, wo er der Ergötzung der Kurgäste als eine Art „Kuriosität" dienen sollte.

Konnte man mit geringerer Ehrfurcht gegenüber einem vielleicht wichtigen Zeugen germanischer Religionsübung handeln? Ist es nicht ein Frevel, den Stein da zu entfernen, wo die landschaftliche Lage und Umgebung ebenso wie entscheidende Merkmale, die sich aus der Verbindung mit dem Stufenberg und dem Sonnenstein allein schon ergeben, ein leichteres und überzeugenderes Mittel zur Feststellung seines Alters und seiner Herkunft gewährt hätten?

Man hat sich auch nicht gescheut, das letzte Reststück dieser offensichtlich germanischen Kultstätte zu beseitigen, indem man auch den Sonnenstein von seinem Fundort entfernte und am Osteingang der sog. Eyeringsburg, eines alten mächtigen Ringwalls auf einem ca. 200 m hohen Hügel gegenüber dem Stufenberg, aufgestellt hat.

Alles dieses deutet weniger auf ahnungslose Versündigung am Glaubenserbe unserer Väter, als vielmehr auf eine zugrunde liegende Absicht im Zuge früherer planmäßiger Zerstörungen germanischen Kulturgutes. Ich erinnere beispielsweise an die Mitteilungen von Dr. H. Gauch-Berlin über den Teufelsstein bei Frankelbach und seine Zerstörung, insbesondere an die Tatsache, daß der katholische Pfarrer H. nach Aussage eines Augenzeugen die schriftzeichenartigen Einmeißelungen an der Wand der Felsnische wegmeißelte, weil sie „heidnisch" seien! (Vgl. Zeitschr. Germanien, Jg. 1934, Heft 9, S. 280ff. Hier wird auch berichtet, daß man diesen Pfarrer wegen seiner „Verdienste" um die Kirche besonders glaubte ehren zu müssen, indem man seine Grabstätte zu einem Wallfahrtsort gemacht habe.)

In dieser Auffassung planmäßiger Verdunkelung kann mich das Urteil des Würzburger Professors nur bestärken, wenn er ohne Rücksicht auf die bedeutsame Fundstätte in Verbindung mit dem germanischen Sonnenstein glauben machen will, es handle sich bei dem Kissinger Stein um einen unvollendeten christlichen Taufstein. Ja, nach Hermann Fischer wollte die geschäftige Einbildungskraft gewisser Leute sogar Zweck und Zeit der Entstehung des Steins wissen: „es könne sich um einen unvollendet gebliebenen Auftrag für die im Bau verlassenen Klosterruinen zu Aura (in der Nachbarschaft der Fundstelle) handeln, deren Fertigstellung nach den Wirren des Bauernkrieges 1525 für immer unterblieb."

Zum mindesten müßten doch die guten Leute einen alten Steinbruch an der Fundstätte oder die Spuren des Steinabfalls bei der Bearbeitung in so später Zeit als Beweis für ihre Behauptung nachweisen können. Jeden Sachkenner würde die

unmittelbare Nähe des alten, jetzt verfallenen Klosters Aura mit seiner Kirche aus dem 12. Jahrhundert an der einen Seite der Fundstelle, an der anderen Seite die Nähe des Ringwalls der Eyeringsburg in der Annahme bestärkt haben, daß hier ein germanischer Kultplatz lag und daß wir es deshalb wahrscheinlich mit einem echten germanischen Opferstein zu tun haben. Klöster wurden bekanntlich mit Vorliebe da errichtet, wo es galt, alte germanische Heiligtümer auszulöschen. Daß aber der Stufenberg mitsamt dem davor liegenden Ringwall auf ein germanisches Heiligtum ersten Ranges schließen läßt, ist nicht zu leugnen.

Wenn nun der gleiche Stein inmitten der Osningmark, jener an germanischen Heiligtümern so reichen Landschaft, wiederkehrt, so scheint mir das doppelte Auftreten des Falles die Frage nach der Herkunft beider Steine auf eine andere, gesichertere Grundlage zu stellen.

Schon die begleitenden Umstände steigern die Wahrscheinlichkeit ihrer vorchristlichen Herkunft aufs höchste. Und ist etwa die Ähnlichkeit beider Steine daraus zu erklären, daß sie beide christliche Taufsteine werden sollten, aber beide unvollendet blieben? Da würde der sächsische Steinmetz sich aus der Unzahl großer Blöcke am Stemberge (= Steinberg!) einen bequemer liegenden ausgewählt oder in dem uralten Steinbruch am Nordabhange des Berges einen passenden Block hergerichtet haben, anstatt ausgerechnet auf der Höhe des Berges in einer vom Verkehr oder von einem Fahrweg abgelegenen Gegend in Verfolg seines christlichen Auftrags einen Stein zu suchen. Nein, nichts ist näherliegend, als daß der Stein an Ort und Stelle, wo er Verwendung finden sollte, bearbeitet und der Abfall, wenn er nicht noch verborgen unter der dicken Nadel- und Humusschicht liegt, mit Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes beseitigt worden ist.

Die Art der Bearbeitung dieses sowohl wie des Kissinger Steins deutet auf weitgehende Übereinstimmung der zugrunde liegenden Absicht. Beide Steine sind genau gleich hoch: 60 cm; beide haben auch ungefähr den gleichen Durchmesser: etwa 100 cm; beide sind von Unebenheiten an den Seitenflächen befreit; diese letzteren sind bei dem Kissinger mehr bauchig zugerichtet und im ganzen gerundet, während der Stemberger nur an den oberen Ecken abgerundet erscheint, sonst glatte Flächen zeigt oder anstrebt.

In einem Punkte jedoch unterscheiden sich die Steine: während der Stein auf dem Stemberge im ganzen ziemlich kunstlos bearbeitet ist, weist der Kissinger eine geschicktere, fast künstlerische Hand auf. Das mag vielleicht einen Unterschied im Alter der Steine bedeuten. Es wäre denkbar, daß der Kissinger Stein dem letzten Zeitabschnitt vor Einführung des Christentums entstammt, der Stemberger dagegen um einige Jahrhunderte älter ist.

Vor allem fällt bei dem Kissinger die sorgfältige Zurichtung der Mulde auf. Diese selbst ist zwar nur flach herausgemeißelt, aber die Umrandung zeigt in der achteckigen Gestaltung der Außenkanten einen sehr bemerkenswerten Künstlerwillen, der auch in der angestrebten Kreisform des inneren Schalenrandes zum Ausdruck kommt.

Warum aber hat der Steinmetz den breiten Rand um die Mulde so entschieden herausgehoben? Warum hat er ihm die Form eines Achtecks, das eine kreisrunde Scheibe umschließt, gegeben?

Mir scheint: hier haben wir einen weiteren wichtigen Fingerzeig für die germanische Herkunft des Steins. Wir wissen, welche Rolle der achtstrahlige Stern als Sinnbild der Sonne noch heute an unseren Bauernhäusern spielt. Sollte es nicht die Absicht des Steinmetzen gewesen sein, durch das himmlische Sinnbild die nahe gottesdienstliche Beziehung des Steins zu betonen? Da in unmittelbarer Nähe des Fundortes sich ein germanischer Sonnenstein gefunden hat, so liegt die Annahme einer solchen Absicht recht nahe.

Ich fasse zusammen: was spricht für das vorchristliche Alter des Kissinger Steins?

1. Der Fundort — eine germanische Kultstätte.
2. Die begleitenden Umstände an der Fundstelle: Stufenberg, Sonnenstein, Ringwall, Kloster.
3. Das zwiefache Auftreten des Falles, verbunden mit der Unmöglichkeit, daß der Stemberger Stein zu christlichen Zwecken bearbeitet sein könnte.
4. Die Ähnlichkeit beider Steine trotz der verschiedenen Landschaft und der unterschiedlichen Kunstfertigkeit in der Bearbeitung.
5. Die Verdunkelungsversuche!
6. Das Sonnensinnbild auf dem Stein.

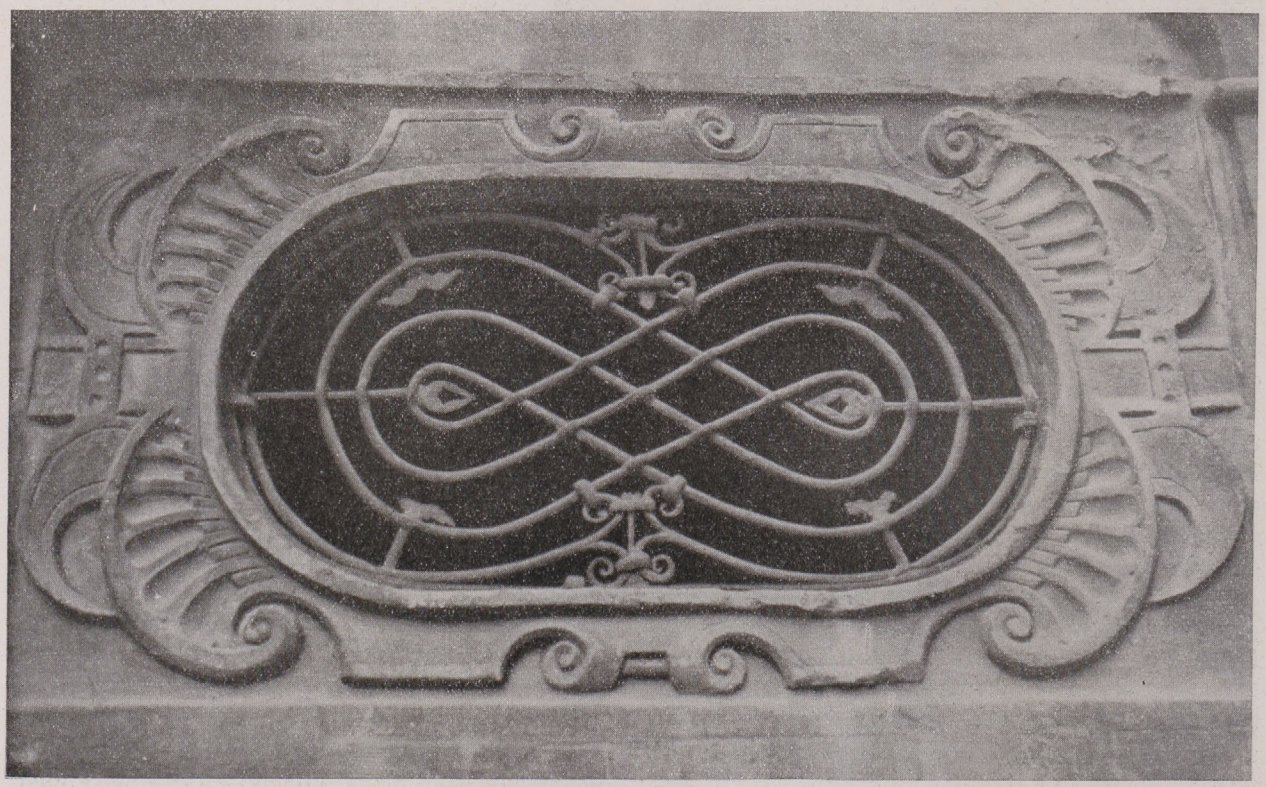
Ob danach der Kissinger Stein wirklich als germanischer Opferstein anzusprechen ist, muß eine genauere Untersuchung vor allem der Fundstätte lehren. Ebenso steht es mit dem Stemberger Stein. Immerhin scheint mir gerade das doppelte Auftreten des Falles in völliger Unabhängigkeit voneinander von wesentlicher Bedeutung.

Bei dem Stemberger Stein kommt nun noch ein wichtiger Umstand hinzu. Man wird bisher den Nachweis vermißt haben, daß auch dieser Stein seinen Platz an geweihter Stätte hatte. Den sicheren Nachweis kann allerdings erst eine Grabung erbringen; aber es fehlt auch nicht an einem Anhaltspunkt, der eine Grabung rechtfertigen würde.

Nach Mitteilung des Herrn Düstersiek-Detmold finden sich unterhalb des Steins im Stemberger Walde deutliche Reste einer sehr wahrscheinlich germanischen Kultmauer (siehe Abb. 3).

Damit wäre dann auch die notwendige Voraussetzung erfüllt, daß der Standort des Stemberger Steins sich im Rahmen und Gehege eines germanischen Kultplatzes befand, dessen Spuren man freilich, wie zu erwarten, nach Möglichkeit zu tilgen versucht hat. Diesen Eindruck ruft ein Teil der Steintrümmer in nächster Nähe des Steins wie auch der klägliche Überrest der Kultmauer durchaus hervor.

Es wäre daher zu begrüßen, wenn zwecks weiterer Klärung der Sache von maßgeblicher Stelle eine Grabung auf dem Stemberg veranlaßt würde, wozu diese Ausführungen angeregt haben möchten. Sollte eine Grabung, vielleicht in Verbindung mit einer Untersuchung auf Phosphatanreicherung des Bodens, zum Erfolg führen, so wäre damit ein wesentlicher Fortschritt in der noch immer ungelösten Frage germanischer Opfersteine gewonnen.



FENSTERGITTER *an der Barbarakirche zu Krakau*

Fritz Warnecke

Sinnbilder und Steinmetzzeichen an der Marienkirche zu Krakau

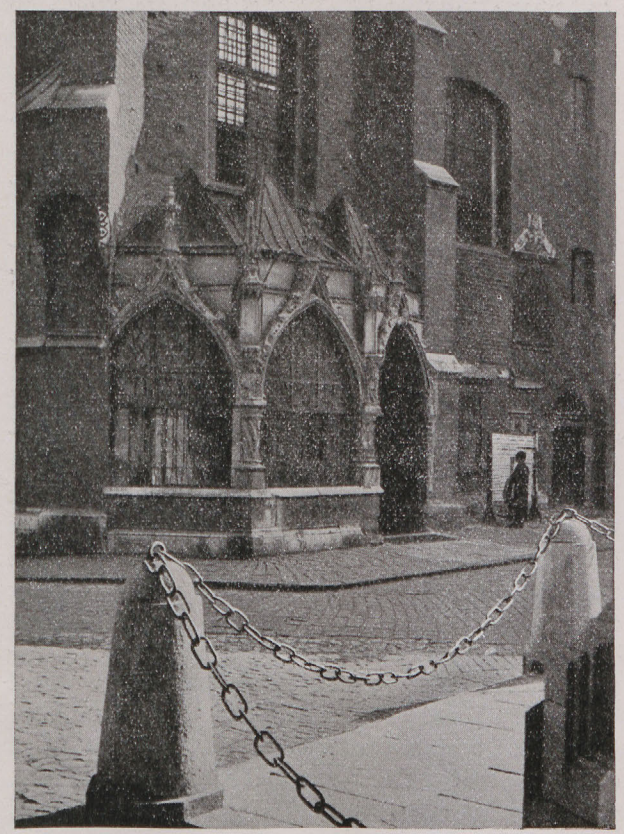
Wenn wir hier über eine für den Sinnbildforscher wertvolle Entdeckung in Krakau, der Hauptstadt des Generalgouvernements, berichten, so soll unser Beitrag gleichzeitig für den Osten werben und zu weiterer Forschungsarbeit anspornen. Zunächst erschien es uns aussichtslos, in Krakau Motive ausfindig zu machen, die noch nicht veröffentlicht worden sind. Das Florianstor, die Bastei, die Tuchhalle, das Institut für deutsche Ostarbeit, der alte Rathausturm, die Krakauer Burg und die vielen Kirchen — das alles findet man auf Postkarten, im Prospekt der Stadt und selbst in dem „Führer durch die Stadt Krakau". Von der Staatlichen Bildstelle angefertigte Aufnahmen der Kunstwerke eines Peter Fischer oder Veit Stoß wurden bereits in einem Bildband über Krakau sowie in der Zeitschrift „Volk und Reich" (Heft 2/1942) unter der Überschrift „Die deutschen Züge im Stadtbild Krakaus" veröffentlicht. Dennoch habe ich als Landser die Hoffnung nicht aufgegeben, in Krakau auf bisher unbeachtete, altehrwürdige Dokumente deutschen Geistes zu stoßen. Wir wandten uns deshalb der Marienkirche zu in der Absicht, dieses im Mittelalter als

RUNEN UND SINNBILDER *auf einem Wappen*
an der Marienkirche in Krakau

„Kirche der Deutschen" geltende gotische Bauwerk einmal genauer zu betrachten. Täglich wird die Marienkirche als Zeuge deutscher Tatkraft und deutscher Kirchenbaukunst im Ostraum von vielen Besuchern — insbesondere auch von deutschen Soldaten — bewundert. Den Musiker wird das wundervolle Orgelwerk besonders interessieren. Den Architekten wird vielleicht die Frage beschäftigen, warum der Turm mit der goldenen Krone bedeutend höher ist als der zweite Turm der Marienkirche.

HERZ UND LEBENSBAUM *in einem Wappen*
an der Marienkirche zu Krakau

Wir aber wandten unser besonderes Augenmerk den außen auf der Chorseite angebrachten Gedenktafeln und Inschriften zu. Über einer Steinplatte, deren Inschrift größtenteils verwittert und kaum leserlich ist, erblickten wir in einer Ellipsenform ein Wappen mit Runenzeichen. Aus um-



DIE BARBARAKAPELLE der Marienkirche zu Krakau

HAUSTOR mit Sonnensinnbild in der Bonerstraße zu Krakau

gestülpten Herzformen wachsen je eine Man-Rune und eine Tyr-Rune. Dazwischen ist ein Hufeisen mit einem Kreuz dargestellt. Die richtige Sinndeutung dieser Zeichen wird erst mit Sicherheit gelingen, wenn es möglich sein sollte, die dazugehörige Inschrift wieder teilweise lesbar zu machen.

In das Gebiet der Sinnbildforschung gehören letzten Endes auch die von uns aufgenommenen Steinmetzzeichen, die Herzform mit dem Lebensbaum in Form der Liliendarstellung an der Marienkirche und die „liegende Acht" als Schmiedekunstarbeit vor einem Fenster der gegenüberliegenden Barbarakapelle mit einem gotischen Erker. Als wir unsere Aufnahmen alteingesessenen deutschen Bürgern aus Krakau zeigten, konnten sie nicht erraten, wo wir die Fotos angefertigt hatten. Mancher geht eben leider oft Jahr für Jahr achtlos an interessanten Dingen vorüber, bis ein „Auswärtiger" kommt und seine Entdeckungen macht.

Unsere Motive sind zwar kein Objekt für den Kriegsberichter, sondern wir haben diese kleine Entdeckung als „Landser" im Vorbeigehen gemacht. Abschließend sei noch erwähnt, daß wir auch in der Bonerstraße zu Krakau ein wundervolles Portal mit dem Sonnensymbol im Bilde festgehalten haben.

E. Christmann

Ein Wodansheiligtum bei Alschbach im alten Bliesgau

Auf der Höhe zwischen dem Städtchen Blieskastel (im westmärkischen Kreis St. Ingbert) fast 20 km östlich von Saarbrücken und dem jetzt eingemeindeten Dorf Alschbach reckte sich bis 1939 einer der eindrucksvollsten Menhire auf, welche Deutschland aufzuweisen hat, der 7 m hohe „Gollenstein" — er wurde des Krieges wegen umgelegt und wird nach dem Krieg wieder aufgerichtet werden —; auf der Höhe westlich von Alschbach befand sich „Am Heiligenhäuschen" ein Merkurheiligtum. Diese Stelle für die germanische Zeit als Wodanskultstätte wahrscheinlich zu machen und im Zusammenhang damit auch den Namen des Dorfes Alschbach zu deuten, haben die nachfolgenden Ausführungen zum Ziel.

Unsere erste Frage muß sein, ob denn hier Römer und nach ihnen Germanen gesiedelt haben; ohne diese Voraussetzungen ist weder ein Merkur- noch ein Wodansheiligtum möglich. Schlagen wir die von F. Sprater bearbeitete „Karte der Funde aus der Römer- und der Merowingerzeit" im Pfälz. Geschichtsatlas (hrsg. v. W. Winkler, 1935) nach, dann zeigt schon der erste Blick für den Raum des alten Bliesgaues, in dessen Mitte unser Alschbach lag, eine Fülle von ehemaligen römischen Siedlungen und Heiligtümern. Für Alschbach selbst wie für das benachbarte Niederwürzbach ist je ein römisches Heiligtum eingetragen, für die Nachbarorte Ommersheim, Alsweiler und Bierbach zeigen Signaturen nachgewiesene römische Siedlungen an, und zu Alschbach selbst schließt O. Dimel[1]) aus Ziegel- und Steinfunden auf ein einstiges römisches Landhaus. Ebenso kann nicht bestritten werden, daß die Landschaft in Merowingertagen besiedelt war, denn gleich südlich von Alschbach beginnen die -ingen und -heim (Biesingen, Wecklingen, Ehlingen, Eschringen, Heckendal-, Ommers-, Ens-, Wolfersheim usw.), die ins 5.—6. Jahrhundert zurückgehen, und einen Flurnamen Wieblingen zu Alschbach selbst dürfen wir auf eine Wüstung daselbst deuten; die -weiler, welche im 7./8. Jahrhundert entstanden, umschließen Alschbach rings (Ing-, Wörsch-, Blick-, Erf-, Aßweiler usw.), und endlich sind bei Ommersheim, Ensheim, Wittersheim usw. Reihengräber der Merowingerzeit aufgedeckt worden. Folglich sind die Voraussetzungen dafür gegeben, daß bei Alschbach in römischer wie germanischer Zeit eine Kultstätte gewesen sein kann.

Auf der Höhe zwischen Alschbach und Niederwürzbach nennt der Volksmund eine Stelle sowohl „Am Heiden-" wie auch „Am Heiligenhäuschen"; sie ist mit letzterem Namen auch auf der topographischen Karte 1:25000, Blatt Blieskastel, eingetragen. O. Dimel berichtet darüber: „Ein Heiligenhäuschen ist zwar nicht da, aber ein Schutt- und Brennesselhaufen von dreißig Quadratmetern. Hier aber war noch vor 20 Jahren ein halber Morgen Schuttfeld, ganz durchsetzt mit Ziegelbruchstücken und Hausteinen, ein unerfreulicher Anblick fürs Bauernherz. Und — der wüste Platz wurde immer kleiner. Tagelang und in Massen wurde hier Ziegelschutt zum Auffüllen der Feldwege abgefahren, und so war es schon vor 80 Jahren, wie aus der Gemeinderechnung hervorgeht.

1783 aber, bei der Bannbegehung und Neufestsetzung der Banngrenze, muß noch Mauerwerk gestanden haben, denn am Stein Nr. 13 wird bei der Feldbegehung vermerkt: „Und ging man so fort mit den Gemeindsleuten auf ein annoch daselbst befindliches Fundament, wobey beyderseytiger Meynung nach ehedessen soll eyn Heyligenhäuschen gestan-

den seyn." Der sprachliche Doppelgebrauch des Namens Heiligenhäuschen und Heidenhäuschen kann sich durch die Jahrhunderte hindurch als Bannbezeichnung bis zu uns herübergerettet haben. Es entspricht dem Gebrauche aus christlicher Zeit, in weiser Anpassung an das Volksempfinden, die heidnischen Tempel und Tempelchen in christliche Gebetsstätten umzuwandeln und da, wo es dem christlichen Glauben nicht widersprach, das Volk in den altvertrauten Kultgewohnheiten zu belassen oder diese, sanft umgebogen, in den christlichen Bereich hinüberzuleiten. Auf dieser Alschbacher Höhe ist zur Zeit des Neuhumanismus, der bereitwillig überall Römerspuren suchte und fand, ein Denkstein mit Inschrift gefunden worden, der später unweit des Annahofes bei Würzbach eingemauert wurde [2])."

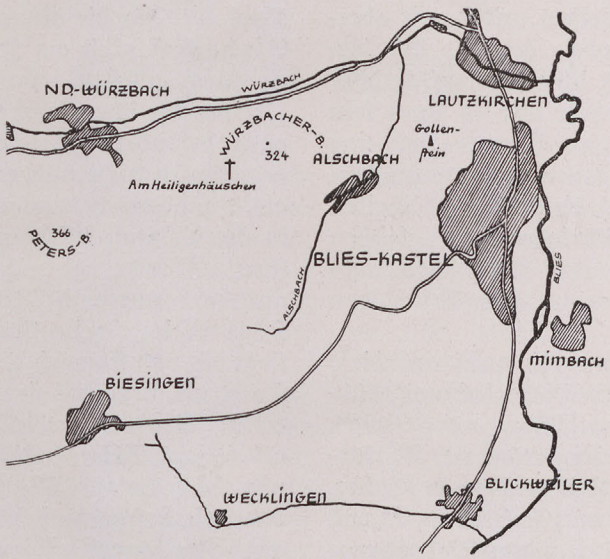


ABB. 1. LAGESKIZZE von Alschbach

Auch C. Pöhlmann verzeichnet, daß der „Denkstein mit Inschrift später auf dem Annahof bei Niederwürzbach eingemauert" wurde, und beruft sich auf das „Intelligenzblatt" von 1824, S. 1252, und Mich. Frey handelt schon 1837 in seiner „Beschreibung des Rheinkreises" (III, 70) davon: „Auf dem Alsbacher Berge sah man ehemals die Mauern eines römischen Tempels, der in einen christlichen umgeschaffen wurde, und fand vor mehreren Jahren" — er meint das Jahr 1824, in dem das „Intelligenzblatt" darüber berichtete — „in den aufgegrabenen Fundamenten mehrere Münzen von römischen Imperatoren, solche Ziegel und einen Stein mit der Inschrift: Deo Mercurio sacrum C . . . anius Maternus" („Dem Gotte Merkur hat Campanius Maternus ein Heiligtum errichtet"). O. Dimel fügt dem hinzu: „In der Gestalt des Merkur wurde auf unsern Berghöhen Wodan verehrt in kleinen Tempeln, die etwa unsern Feldkapellen entsprechen." Die kleinen Wodanstempel dürften nicht erwiesen sein; aber daß Merkur hier verehrt wurde, ist durch Stein und Inschrift sichergestellt, und daß Wodan verehrt wurde, davon müssen wir noch ein Wort sagen.

Wenn die Stelle „Am Heiligenhäuschen" heißt, könnte man daraus auf einen bloßen Bildstock schließen; das Mauerwerk, das nach O. Dimels Bericht gefunden wurde, erweist, daß ein Bauwerk hier gestanden sein muß, und da die nordwärts davon ins Würzbachtal hinunterziehende Geländeeinbuchtung „Kirchen-Dell" heißt — auch die Karte 1:25000 verzeichnet sie —, liegt abermals ein Beweis für einen Kirchenbau vor, wohl eine Kapelle; denn darauf dürfen wir das Bestimmungswort in „Kirchen-Dell" beziehen, während das Grundwort „Dell" in unserer Landschaft noch heute Appellativum für eine kleinere talartige Einsenkung ist und hd. eigentlich Tälle zu schreiben wäre, um damit gleich darzutun, daß es sich um eine bekannte Nebenform zu „Tal" handelt. Stand in römischer Zeit hier ein Merkurheiligtum, in christlicher eine Kapelle oder Kirche, dann muß auch in der germanischen Zwischenzeit, also rund 400—700, die Erinnerung an die Kultstätte lebendig geblieben sein, sonst hätte man nicht Anlaß gehabt, hier ein christliches Heiligtum zu errichten, ja wäre die Erinnerung an jenes Heiligtum kaum wachgeblieben. Nun ist in Deutschland an so vielen Stellen nachgewiesen, daß an der gleichen Stelle in römischer Zeit Merkur, in germanischer Wodan verehrt wurde, daß ich eigentlich nicht näher davon zu handeln brauchte; es sei aber auf den Heiligenberg bei Heidelberg [4]) hingewiesen, ferner auf einen Merkuraltar von Esthal [5]), der am Fuße eines „Michelsberges" gefunden wurde — St. Michael aber ist in christlicher Zeit für Wodan eingesetzt [6]) —, und daß F. Sprater „Heiligtümer des Merkur-Wodan . . . auf dem Roßberg bei Becherbach-Gangloff und auf dem Lemberg bei Duchroth" [5]) (in den Kreisen Kusel und Rockenhausen) für möglich hält, ferner auf dem Gutenberg bei Bergzabern wie dem Gutenberg bei Lemberg (Kr. Pirmasens), und in den beiden letzteren Fällen ist das besonders bemerkenswert, denn „Gutenberg" ist ja wohl Umbildung aus Wodansberg [6]).

Ich habe aber auf noch einen Umstand hinzudeuten, auf den ich auch schon mehrmals [6]) aufmerksam machte. Ohne Zweifel ist unser pfälzischer Donnersberg (687 m) schon auf Grund seines Namens ein ehemaliger Donarsberg und ebenso einer seiner niedrigeren südlichen Gipfel, da er im 15./16. Jahrhundert zweimal Gudens-, Guddesberg genannt wird, genau so gut ein alter Wodansberg wie der Wodanes- und später Godesberg, welcher dem bekannten Badeort

drunten am Rhein den Namen gab und einen höheren Petersberg zum Gegenüber hat. Wiederum in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander liegen der Gudesberg, ein alter Wodansberg bei St. Wendel und eine Donarsquelle, also ehemalige Donarskultstätte bei dem gleichen Bliesstädtchen; in verchristlichter Form wiederholen Petersberg (mit dem großen Peterskopf) und Michelsberg bei Bad Dürkheim die Nachbarschaft Donars-Wodansberg und ebenso östlich von Kusel Potz- und Remigiusberg, die in älterer Zeit auch Peters- und Michelsberg heißen und damit abermals auf Donar und Wodan deuten. An den angegebenen Stellen[6]) ließ ich mich ausführlicher darüber aus. Hier wiederhole ich: es kann kein Zufall sein, daß so oft je eine Donars- und eine Wodanskultstätte beieinander auftreten, sondern es muß darauf beruhen, daß die beiden Gottheiten von unsern fränkischen Vorfahren im gleichen Zeitraum verehrt wurden, und zwar jeweils sowohl die eine wie die andere auf einer besonderen Kultstätte.

Auch bei Alschbach stoßen wir nun auf diese Parallelität und damit die 6. Wiederholung. Südwestlich vom 342 m hohen „Würzbacher Berg", auf dessen Westteil die oben erörterte Merkur-Wodans-Kultstätte „Am Heiligenhäuschen" lag, treffen wir einen 366 m hohen „Petersberg"[7]) und dürfen nach dem Beispiel der andern Petersberge die Verchristlichung eines Donarsberges dahinter vermuten, wie ich sie an den angegebenen Stellen[6]) herausgestellt und auch andere sie wiederholt erwiesen haben. Auch die Nachbarschaft dieses Peters-, also wohl älteren Donarsberges unterstützt die Annahme von einer Wodanskultstätte „Am Heiligenhäuschen".

Nun kommt zu allem noch der Name des Dorfes Alschbach bzw. des Baches, nach dem das Dorf so heißt. Ich dachte bisher an einen germ. Personennamen Alin, Verkleinerung zu Alo (Kurzform für zweistämmige Vollnamen), der im ersten Namenteil enthalten sein könnte, da aus den Jahren 1292, 1308, 1309, 1388 und 1446 immer Alspach[8]), 1327 auch einmal Allespach[8]) überliefert ist, freilich immer nicht in Originalurkunden, sondern nur in Abschriften aus der Zeit um 1420 bzw. 1578/88. Nun habe ich aber begründeten Anlaß, als ältere Namensform Alges- bzw. Alhesbach anzunehmen; warum und woher, will ich darlegen.

Schon seit mindestens 1292 hatte das Kloster Werschweiler, das nur rund 10 km von Alschbach entfernt auf dem Berge über dem heutigen Dorf Wörschweiler stand, in Alschbach ausgedehnten Besitz, der nicht nur Wälder, Wiesen, Fischerei usw. betraf, sondern auch Leute im Orte umfaßte; das geht aus den Regesten Nr. 379, 511 und 782 des schon genannten Werkes von A. Neubauer[8]) hervor. Regest Nr. 790 nennt nun einen „Heinrich Algespecher von Lutern" und seinen Bruder, einen Mönch zu Werschweiler, als diese eine Wiese nicht weit von Wörschweiler erwerben. Zwischen Kloster Werschweiler und Kaiserslautern, das ehemals immer kurz Lutern hieß, bestanden sehr enge Beziehungen; das Kloster hatte dort einen großen Hof mit umfangreichen Besitzungen. Wir schließen also nicht fehl, wenn wir den Familiennamen Algespecher dahin deuten, daß der Träger aus Alspach stammte, wie wir das Dorf oben für die ältere Zeit genannt finden, und Alsbach folglich als Zusammenziehung aus Algesbach ansehen. Da die Sprachentwicklung in Ortsnamen überhaupt und in unserer Landschaft ganz besonders zu solchen Verkürzungen neigt, brauche ich nicht näher darauf einzugehen. Aber als besonders bedeutsam stelle ich daneben, daß in der Ostpfalz Alsheim 778 Alahes- und auch schon Alasheim heißt[9]), 1271 Alhesheim[10]) und dann nur noch Alsheim. Ähnliches gilt von Alsheim im Kreise Worms, und für die beiden liegt der von Edward Schröder[11]) erbrachte feine Nachweis vor, daß im ersten Teil wie auch in altem Alah- bzw. Alhesdorf (jetzt Alsdorf a.d. Leine), Alhesfelt (jetzt Alsfeld a.d. Schwalm) usw. dasselbe ahd. Wort vorliegt wie in einfachem Alach (b. Erfurt) und Allach (a. d. Würm), nämlich got. alhs, angelsächs. ealh, asächs. alah, das „ein lokales Heiligtum bezeichnete und Ulfila wie dem Helianddichter geradezu als Benennung des Tempels dienen mußte", nämlich alah als „altgermanische Heiligtumsbenennung"[10]).

Nun könnte man Anstoß daran nehmen, daß in Algespach (bzw. -pecher) g erscheint statt des h in alah; wieder kann uns Edw. Schröder Aufklärung geben. Seine Abhandlung, welcher ich die Ausführungen über alah entnehme, gelten ja eigentlich Ortsnamen mit ahd. harah, harug (= ‚heiliger Hain, Kultstätte, Heiligtum') im allgemeinen und im besonderen dem Ortschaftsnamen Harahesheim, jünger Harxheim, der uns einmal im Kreise Mainz und dann im westmärkischen Kreise Kirchheimbolanden begegnet[12]). Er tut auch dar, daß in nebeneinanderstehendem harah und harug grammatischer Wechsel vorliegt und der begegnet sogar in alten Formen des pfälzischen Dorfes Harxheim, wenn es 724 Harahes-, 1325 aber Hergisheim genannt wird. Dann dürfen wir das aber auch auf altes alah anwenden und eine Form alag daneben-stellen, die in Algespach (-pecher) vorliegt. Folglich bedeutet ursprünglich Alahes-, späteres Alges-, noch späteres Alsbach, das heute der Mundart entsprechend Alschbach gesprochen und geschrieben wird, ‚Bach bei einem Heiligtum. Von dem haben wir aber eingehend gehandelt, wenn wir die Stelle „Am Heiligen-" oder „Am

Heidenhäuschen“ auf eine ehemalige Merkur- bzw. Wodanskultstätte deuteten.

Anmerkungen.

[1]) O. Dimel, Alschbach 1936, S. 26/27.
[2]) A. a. O. 27/28.
[3]) In: „Älteste Geschichte des Bliesgaues“ I, 64.
[4]) P. H. Stemmermann, Der heilige Berg in der Frühgeschichte in: „Bad. Fundberichte“ 1940, S. 42—84.
[5]) F. Sprater, Die Pfalz unter den Römern I, 96.
[6]) Vgl. meine Aufsätze in „Germanen-Erbe“ 1938, S. 226 ff. und in „Westmärkische Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung“ I, 5 ff.
[7]) Er ist auch auf Blatt Saarbrücken der „Karte des Deutschen Reiches“ 1:100000 eingetragen.
[8]) Neubauer, Reg. d. Klosters Werschweiler.
[9]) Cod. Laur. Nr. 2030/31.
[10]) Hilgard, Urk. z. Gesch. d. St. Speyer, S. 88.
[11]) Edw. Schröder, Dt. Namenkunde 197.
[12]) Das durch den Namen angedeutete germanische Heiligtum, eine Wodanskultstätte, habe ich in „Obd. Zs. f. Volkskde.“ 1941, S. 139 ff. nachgewiesen.

H. Harder

Die Sippe des Civilis

In den Jahren 69—70 n. d. Ztr. machten die Batawer einen Aufstand gegen die Römer unter der Führung eines Fürsten namens Civilis. Dieser Civilis erwies sich als eine machtvolle Führerpersönlichkeit unserer Frühgeschichte, und es ist daher lohnend, seinem germanischen Namen nachzuforschen.

In des Tacitus Historien IV, 13 heißt es nach der üblichen Lesart: „Julius Civilis und Claudius Paulus, königlichen Stammes, überragten weit die übrigen.“ An späterer Stelle (IV, 32) nennt Civilis den Paulus seinen Bruder und beklagt dessen Tod; denn Paulus wird noch vor Ausbruch des Aufstandes wegen „Rebellion“ hingerichtet, während es Civilis gelingt, einen Freispruch zu erlangen.

In der Namensübermittlung der beiden batawischen Führer ist eine bemerkenswerte Unsicherheit festzustellen. Nach einer anderen Lesart werden die beiden gerade umgekehrt Julius Paulus und Claudius Civilis genannt, und so wird von heutigen Geschichtsschreibern Civilis bald Claudius, bald Julius geheißen. Wie erklärt sich die merkwürdige Namensvertauschung?

Um Licht in dieses Namensdunkel zu werfen, sei darauf hingewiesen, daß ein Schwestersohn des Civilis Claudius Victor heißt und daß dem Civilis im Laufe des Aufstandes ein Gegner ersteht, der gleichfalls batawischer Abstammung, aber romfreundlich gesinnt ist und seinerseits Anhang unter dem Volke hat. Er heißt Claudius Labeo.

Von Paulus und Civilis vermerkt Tacitus ausdrücklich, daß sie Brüder und königlichen Geschlechtes seien, und auch Labeo wird königlicher Abkunft gewesen sein, sonst hätte er nicht auf seinen Einfluß im batawischen Stamme vertrauen können. Waren aber alle drei königlicher Herkunft, so können sie nur derselben Sippe angehört haben, der auch Claudius Victor blutsverwandt war.

Bis vor kurzem glaubte man, das Königtum der Germanen sei erst in der Landnahmezeit erwachsen; zuvor hätten sie Könige nicht gekannt. Heute wissen wir, daß wohl alle germanischen Stämme eine Königssippe hatten, die mit der Geschichte des Stammes unauflöslich verbunden war. Das germanische Königtum war ein Königspriestertum. Der König hatte ein stärkeres „Heil“ als die übrigen Stammesgenossen. Darum konnte er z. B. auch allerlei Gebresten durch Auflegen seiner Hände „heilen“.

Doch handelte es sich um kein Erbkönigtum in dem Sinne, daß dieses Königsheil auf den ältesten Sohn übergegangen wäre. Es übertrug sich vielmehr nach dem Tode seines Trägers auf den jeweils tüchtigsten Sippenangehörigen; und da meist mehrere darauf Anspruch erhoben, kam es zu Machtkämpfen innerhalb der Familie, wie wir es besonders tragisch in der Sippe des Arminius erleben. Als infolge dieser Verwandtenfehden seine Sippe im Cheruskerstamme erloschen war, da holten sich die Cherusker, unter denen es doch sicher zur Führung befähigte Männer gab, aus Rom den verrömerten Italicus, nur weil er der Letzte aus dem Geschlecht des Arminius (Sohn seines Bruders Flavus) war, das so lange sie geführt hatte und das Königsheil trug. Aus anderen als religiösen Gründen läßt sich dieser staatsmännisch so unzweckmäßige Schritt nicht erklären.

Um zu den Batawern zurückzukehren: Da Civilis, Paulus, Victor und Labeo königlicher Abstammung waren, d. h. Blut derselben Königssippe in sich trugen, wird diese Verwandtschaft sich auch in ihren Namen ausgeprägt haben. Denken wir abermals an die Sippe des Arminius! Sein Vater hieß Segimerus (Siegmar), einer seiner Oheime Segestes (Siegast), dessen Sohn Segimundus (Siegmund). Es ist deshalb mit großer Wahrscheinlichkeit vermutet worden, daß auch der unbekannte germanische Name des Arminius den Bestandteil „Sieg“ enthalten habe und daß in der Sage von Siegfried, der — wie Arminius — in der Blüte seiner Jahre von den Verwandten ermordet wird, nicht nur die Erinnerung an den größten germanischen Führer, sondern auch sein heimischer Name fortlebt.

Welches ist die Gemeinsamkeit zwischen den Namen des Julius (oder Claudius) Paulus, Claudius (oder Julius) Civilis, Claudius Victor und Claudius Labeo, welche die Zugehörigkeit zu einer Sippe erkennen ließe? — Um diese Frage zu beantworten, müssen wir einen Blick auf die römische Namengebung werfen.

Der vornehme Römer trug drei Namen. Als Beispiel diene uns der Name des römischen Geschichtsschreibers Publius Cornelius Tacitus. Der letzte dieser drei Namen war das, was wir einen Beinamen oder Spitznamen nennen würden. So bedeutet „Tacitus": „der Schweigsame". Der Name vor dem Beinamen war die Bezeichnung der Sippe. „Cornelius" heißt also: „der berühmten Sippe der Cornelier entstammend." Der erste der drei Namen entspricht etwa unserm Vornamen. Publius Cornelius Tacitus besagt demnach: Publius aus der cornelischen Familie mit dem Beinamen „der Schweigsame". Marcus Tullius Cicero bedeutet: Marcus aus dem Geschlecht der Tullier mit dem Beinamen „Erbsenmann"; Gajus Julius Caesar: Gajus aus der julischen Sippe „mit dem buschigen Haar".

Wenden wir diese Kenntnis römischer Namengebung auf die drei batawischen Führer an! „Paulus" bedeutet: „der Kleine"; „Civilis": der „Leutselige" — ein Beiname, der gut zu dem gewandten Diplomaten paßt —, „Victor": „der Sieger", „Labeo" schließlich: „der mit der großen Lippe". Wie aber hieß der Sippenname der vier in römischer Lautung? Da bei den vier batawischen Führern der Name Claudius begegnet, mag er auch bald dem Civilis, bald dem Paulus beigelegt werden, so liegt der Schluß nahe: der Sippenname war „Claudius".

Stimmt diese Folgerung, dann kam der Name Claudius sowohl dem Paulus als seinem Bruder Civilis zu. Die Namensvertauschung „Julius" würde sich dann daraus erklären, daß einer der beiden Brüder den Vornamen Julius trug, sei es nun Civilis oder Paulus. Auch kann der Name Julius irrtümlicherweise auf Civilis übertragen worden sein, weil er mit dem Treverer Julius Tutor und dem Lingonen Julius Sabinus eng verbündet war, von denen Sabinus, durch Eitelkeit getrieben, sich für einen Sproß des julischen Geschlechtes, nämlich einen Enkel des großen Julius Caesar, hielt.

In dem Sippennamen Claudius vermute ich — wie schon gesagt — den eigentlichen germanischen Geschlechtsnamen der vier batawischen Führer. Der berühmten römischen Familie der Claudier können sie natürlich nicht angehört haben. Es ist allerdings möglich, daß sie nach dem römischen Kaiser Claudius in römischer Ausdeutung genannt worden sind, um ihre königliche Abstammung auszudrücken; doch ist wahrscheinlicher ein heimischer Name in dem römischen verborgen. Der Zwielaut „au" in dem römischen Namen Claudius wurde schon vor der Zeitwende in weiten Teilen Italiens als Einlaut „ō" gesprochen, so daß neben Claudius schon zur Zeit Caesars die Namensform „Clodius" überliefert ist. Diese Aussprache muß am Niederrhein damals die Regel gewesen sein, denn die französische Lautung ist schon in frühester Zeit „ō" und daher Claude (Aussprache: klōd) die heutige Form des Namens im französischen Sprachgebiet. (Vgl. Friedrich Dietz: Grammatik der romanischen Sprachen, 5. Aufl., Bonn 1882, S. 141.)

Dieses römische Clodius aber läßt unschwer einen germanischen Namen erkennen, der mit „hlōd" (sprich: chlōd) zusammengesetzt ist. „Hlōdjas" (das Jahrhunderte später lautgesetzlich zu „Chlodio" wurde) oder eine sonstige mit „hlōd" gebildete Namensform kann demnach der germanische Name des Civilis gewesen sein. Der Stamm „hlōd" in germanischen Namen ist urverwandt dem griechischen „χλυτὸς" und dem keltischen „cluto". Das althochdeutsche „hlūt", neuhochdeutsche „laut", in dem Sinne von „berühmt", steht ihm nahe. Nach Förstemanns „Altdeutschem Namenbuch" sind die ältesten nachweisbaren mit „hlōd" gebildeten Personennamen unter den Anführern der westlichen Franken im 4. Jahrhundert zu finden. Im merowingischen Königshause trugen bedeutende Herrscher wie Chlodio, Chlodobert, Chlodomir, Chlodowald diese Namen; und vor allem die überragenden Persönlichkeiten eines Chlodochar (Klothar) und Chlodowech (Klodwig) waren der Anlaß, daß dieser Namensstamm sich auch über die anderen deutschen Stämme und das von den Franken eroberte und nach ihnen benannte Frankreich verbreitete. Daher die Fülle der Ludwige (bzw. Louis) in der deutschen und französischen Geschichte, denn „hlōd" entwickelte sich auf späterer Sprachstufe lautgesetzlich zu „lūd".

Nun sei ein kühner, doch nicht allzu gewagter Schluß gezogen! Die Franken haben sich aus den am Niederrhein wohnenden germanischen Stämmen entwickelt. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts, nicht ganz 200 Jahre nach dem Aufstand des Civilis, wird ihr Name zum erstenmal genannt. Wie alle germanischen Stämme sind sie aus der staatlichen Zusammenfassung kleinerer Bevölkerungseinheiten erwachsen, sei es durch freiwilligen Zusammenschluß, sei es durch Unterwerfung.

Diese Ausbildung der Franken geht auf demselben Boden vor sich, auf dem der batawische Aufstand unter Civilis und seinen Gefährten oder Gegenspielern aus der Hlōd-Sippe sich abspielte. Sein eigener Name war, so schlossen wir, etwa Hlodjas, leicht verrömert Clodius, und die Namensbildung mit „hlōd" scheint in seiner Sippe" ebenso verbreitet gewesen wie die mit „sig" in der Sippe der Arminius. Da ist es seltsam, daß die Führer

der Franken schon in der ältesten Überlieferung die mit „hlōd“ gebildeten Namen so lieben. 200 Jahre sind für ein vornehmes Geschlecht eine kurze Zeitspanne. Ist da die Annahme allzu kühn, daß die merowingische Sippe, welche die Namensbildung mit „hlōd“ auffallend pflegte, dieselbe Sippe ist, der schon ein Civilis, ein Paulus, ein Victor, ein Labeo entstammten?

Diese Führersippe, in der das Königsheil sich forterbte, hätte dann die vorübergehend schon von Hlodjas Civilis verwirklichte Zusammenfassung aller niederrheinischen Stämme Germaniens durchgeführt und den endgültigen Sieg über die Herrschaft Roms davongetragen. Es wirkt daher wie eine Bestätigung der vorliegenden Untersuchung, wenn Christoph Obermüller in seinem kürzlich erschienenen Werk „Die deutschen Stämme“ (Velhagen und Clasing) ohne Ahnung der hier aufgewiesenen Namenszusammenhänge zu der Folgerung gelangt: „So ist es denn nicht ohne Sinn, wenn man als den frühesten Vorläufer Chlodwigs jenen Batawer Claudius Civilis angesprochen hat, der wenige Jahrzehnte nach Arminius den Römern durch einen hartnäckigen Aufstand in eben jenen Gebieten der Rheinmündung zu schaffen machte, die später der Machtmittelpunkt des salischen Frankenreiches waren . . . Was die Cherusker des Arminius und die Batawer des Civilis begannen, das haben dann die Franken des Chlodwig erfolgreich zu Ende geführt.“

Nachrichten

Prof. Hans Seger †

In Breslau verstarb der Universitätsprofessor und Museumsdirektor i.R. Professor Dr. Hans Seger im 79. Lebensjahr. Professor Seger ist allen Vorgeschichtsforschern und Vorgeschichtsfreunden durch seine langjährige und erfolgreiche Tätigkeit zuerst als Assistent, später als Kustos und seit 1899 bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand als Direktor am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau bekannt geworden. Als Herausgeber der Zeitschriften „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ und „Altschlesien) und Organisator der Schlesischen Vorgeschichtsforschung und Denkmalpflege hat er sich große Verdienste erworben. Dem Verstorbenen sind zahlreiche Ehrungen zuteil geworden. Aus Anlaß der Vollendung des 75. Lebensjahres wurde ihm 1939 vom Führer die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Wir werden Hans Segers im Mannus besonders gedenken.

Joachim Benecke gefallen

Bei den schweren Abwehrkämpfen im Raume von Orel fiel am 15. Juli als Gefreiter in einem Panzerjägerbataillon der Leiter der Pressestelle des Reichsbundes und Reichsamtes für Vorgeschichte, Dr. Joachim Benecke. In ihm verlieren wir einen besonders rührigen und einfallsreichen Mitarbeiter, der als geborener Journalist seinen Posten vorzüglich ausfüllte. Im Mittelpunkt seiner Interessen, wie auch seiner Studien stand dabei ganz ausgesprochen die deutsche Vor- und Frühgeschichte. Einen längeren Genesungs- und Arbeitsurlaub nach vorangegangener schwerer Verwundung benutzte er daher sofort, um als Schüler von Professor H. Reinerth seine Arbeit über die Schnurkeramik in Sachsen in ihren Beziehungen zu den Sudetenländern abzuschließen und zu promovieren. Wir werden diesen durch und durch lebendigen, allen Fragen des kulturellen und politischen Lebens aufgeschlossenen, treuen Mitarbeiter und Kameraden niemals vergessen.

Vortrag der Gruppe Berlin des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

Germanische Fürstengräber und Edelsippen in Mitteldeutschland im 4. Jahrhundert

Den abschließenden Lichtbildvortrag im Rahmen der letztjährigen Winterveranstaltungen des Reichsbundes in Berlin hielt Landesleiter und Beiratsmitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte Professor Dr. W. Schulz aus Halle am 13. Mai. Der Redner unterstrich, daß im Gegensatz zum 1. Jahrhundert u. Ztr. die darauffolgenden keine Schriftquellen aus Innergermanien aufzuweisen haben. Vielmehr sind wir zur Unterrichtung über die Geschehnisse dieser Zeit ausschließlich auf die vorgeschichtlichen Bodenfunde angewiesen. Unter ihnen nehmen die besonders reichhaltigen Fürstengräber, die sich im Saalegebiet auffällig häufen, eine hervorragende Stelle ein. Die Toten wurden hier mit ihren reichen Beigaben großenteils in geräumigen Grabkammern beigesetzt, die uns weit tiefere Einblicke in die Kultur unserer Vorfahren vermitteln als die übliche Brandbestattung der vorangegangenen Jahrhunderte. Sie geben uns Aufschluß nicht allein über das damalige Totenbrauchtum, sondern auch über die germanischen Lebensgewohnheiten in Alltag und Feierstunde, sowie über Kunst, Handwerk und Handel. Darüber hinaus lassen sie uns die Sozialverhältnisse im großgermanischen Raum erkennen, namentlich die Sippenverbindungen der führenden Geschlechter untereinander, ferner die Stellung der Edlen zu den Freibauern oder auch ihr Verhältnis zur provinzial-römischen Kultur. Auf diese Weise spiegeln die Bodenfunde sehr lebendig eine Zeit der Auseinandersetzung zwischen Germanien und Rom wider, in der sich die gewaltige germanische Landnahme- und Reichsgründungsbewegung vorbereitete, die über die Zukunft unseres Erdteiles entscheiden sollte.

Neue Kreisringe des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

Im Schloß zu Kirchheim-Teck fand am 25. Juli eine stark besuchte Vortragsveranstaltung statt. Es sprach der Landesleiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte Dr. E. Kost, Schwäbisch-Hall, über unsere Vorfahren in der Steinzeit. Anläßlich dieser Veranstaltung wurde der Kreisring Nürtingen-Kirchheim des Reichsbundes gegründet. — Wenige Wochen vorher war im Rahmen der Neuorganisation des Reichsbundes in Württemberg unter besonders freudiger Zustimmung der schwäbischen Vorgeschichtsfreunde der Kreisring Stuttgart des Reichsbundes durch Landesleiter Dr. Kost begründet worden.

Stiftung eines Danneil-Preises in Salzwedel

Auf Anregung des unter der Schirmherrschaft des Reichsstatthalters und Gauleiters Rudolf Jordan errichteten Heimatwerkes Magdeburg-Anhalt hat der Bürgermeister der Stadt Salzwedel einen jährlich zu verleihenden Preis von 1000 RM. — für vorgeschichtliche Forschung und Heimatkunde ausgeworfen. Der Preis soll den Namen des Mitbegründers des Dreiperiodensystems, des Vorgeschichtsforschers und Rektors am Gymnasium in Salzwedel, Johann Friedrich Danneil, tragen, und wird in erster Linie der Förderung der vorgeschichtlichen Forschung dienen. Museen, Gemeinden und Vereine innerhalb der Altmark erhalten Unterstützung für vorgeschichtliche Forschungen, zur Instandhaltung von vorgeschichtlichen Denkmälern und Museen.

Der Danneil-Preis wurde erstmalig an Sanitätsrat Dr. Georg Schulze verliehen, der durch seine Arbeiten auf dem

Gebiete der Vorgeschichte, sowie über Sitte und Brauchtum weit über den Kreis seiner Heimat bekanntgeworden ist. Von ihm wurde das Diesdorfer Heimatmuseum begründet, das als Bauernmuseum recht bekannt geworden ist.

Sicherungsarbeiten des Beauftragten für Vor- und Frühgeschichte in den besetzten Ostgebieten

Im großen Dnjepr-Bogen, im Gebiet zwischen Dnjepropetrowsk und Saporoshje, befinden sich wichtige vor- und frühgeschichtliche Fundstätten mit gotischen und wikingischen Siedlungen und Gräberfeldern, die an den alten Handelswegen der Frühzeit auf den Inseln und am Ufer des Dnjepr angelegt worden sind. Obwohl während des Krieges keine großen Grabungen und Forschungen vorgenommen werden, war es wegen des ungewöhnlichen Tiefstandes des Dnjeprspiegels notwendig und möglich, die erforderlichen Sicherungsarbeiten in Angriff zu nehmen. Deswegen hat Reichsamtsleiter Professor Reinerth in seiner Eigenschaft als Beauftragter für Vor- und Frühgeschichte in den besetzten Ostgebieten den Hauptstellenleiter Dr. W. Hülle mit Dr. W. Modrijan beauftragt, planmäßige Aufnahmen und Untersuchungen der vor- und frühgeschichtlichen Siedlungen im Dnjepr-Bogen durchzuführen. Die Arbeiten wurden im Rahmen des Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg von Mai bis Oktober durchgeführt. Es ist gelungen, mehrere gotische Friedhöfe festzulegen und zum Teil aufzudecken; außerdem konnten gotische Siedlungen und zahlreiche Fundstellen der Stein- und Bronzezeit ermittelt und untersucht werden.

Gleichzeitig fanden die Sicherungsarbeiten in den Museen von Kertsch und Simferopol durch Professor W. Matthes, in Nikolajew durch Dr. Remolli ihren Fortgang; während der Neuaufbau der Museen in Dnjepropetrowsk und Kiew vorläufig abgeschlossen ist. Ein ausführlicher Bericht über das Landesmuseum in Kiew durch den Beauftragten für Vor- und Frühgeschichte in der Ukraine Professor Dr. R. Stampfuß erscheint im Mannus 3/4, 1942.

Ausgrabungen in der Stammesburg auf dem Odilienberg im Elsaß

Im Rahmen der planmäßigen Aufnahme- und Forschungsarbeiten, die das Reichsamt für Vorgeschichte seit 1940 auf dem Odilienberg in den Vogesen, der größten und besterhaltenen vorgeschichtlichen Burganlage Deutschlands, durchführt, fand in der Zeit vom 14. Juli bis 2. August 1943 unter Leitung von Professor H. Reinerth eine Ausgrabung statt, die gleichzeitig der praktischen Ausbildung der zahlreichen kriegsversehrten Studierenden der Vor- und Frühgeschichte der Universität Berlin diente. Die Grabungen führten zur Freilegung von 2 Toren der Burganlage und der Aufdeckung mehrerer in ihrem Aufbau eindruckvoller Grabhügel. Insbesondere wurden aber die Sicherungsarbeiten an der über 10 km langen gewaltigen Burgmauer auch in diesem Jahre durch mehrere Monate weitergeführt.

Nachwuchs auf dem Gebiet der Vor- und Frühgeschichte

An der Universität Berlin promovierten seit 1940 auf dem Gebiet der Vorgeschichte und germanischen Frühgeschichte als erstem Hauptfach bei Professor Reinerth die folgenden Studierenden:

Werner Stössel mit einer Dissertation über „Die Herkunft der Schwerter der Wikinger und Franken"; Reinhard Pfeffer, Dissertation: „Die germanische Besiedlung der Uckermark"; Fritz Roth, Dissertation: „Die Daker auf Grund der Bodenfunde"; Hermann Maas, Dissertation: „Die Michelsberger und Altheimer Kultur der Jüngeren Steinzeit"; Elly Krawczyk, Dissertation: „Grabbau und Bestattungsbräuche in der Hallstattkultur"; Eric Graf Oxenstierna, Dissertation: „Die Urheimat der Goten"; Elisabeth Krebs, Dissertation: Das Werkverfahren in der prähistorischen Töpferei des Nordens und seine Entwicklung; Joachim Benecke, Dissertation: Die Schnurkeramik in Sachsen und ihre Beziehungen zu den Sudetenländern.

Mit Vor- und Frühgeschichte als zweitem Hauptfach schlossen weitere 6 Studierende ihre Doktorprüfung ab.

Dr. Reinhard Pfeffer und Dr. Joachim Benecke sind im Osten gefallen.

Das ostgotische Dorf von Reichenegg bei Cilli, Steiermark

Auf der Kuppe des Reichenegg (570 m) bei Anderburg hat das Landesmuseum Joanneum in den Jahren 1941 bis 1943 innerhalb eines hallstättischen Ringwalles einen ostgotischen Weiler mit fünf Wohnhäusern und einer Badestube erforscht. Drei Häuser (Länge 33,30, Breite 12,30 m; Länge 22 m, Breite 6 m; Länge 21,50 m, Breite 6 m) zeigen einen ziemlich einheitlichen langgestreckten Grundriß mit 3 oder 4 Räumen. Die Mauern sind in römischer Bauweise aus großen Bruchsteinen errichtet, mit schlechtem gelblichgrauem Mörtel gebunden, die Bedachung bildeten römische Leistenziegel. Ein breiter Eingang in der Westwand führt in den Herdraum, in dessen Ecke der Herd aus Steinen und Erde aufgerichtet oder in einem natürlich erhöhten Felsblock eingetieft war. Ein felsiger Sitz, ein viereckiger niedriger aus Steinen aufgebauter Arbeitstisch, eine Schmiedewerkstätte vervollständigen die innere Einrichtung des Raumes, einmal auch ein geräumiger aus Bruchsteinen errichteter Schlafplatz für das Gesinde. Die Wohnräume der Familie waren mit gelblichem Mörtelestrich ausgestattet. Ein Haus hatte einen mit großen Sandsteinplatten belegten Speiseraum.

Einen vollständig verschiedenen Grundriß dagegen zeigt das im August dieses Jahres auf der höchsten Spitze des Reichenegg ausgegrabene Haus, bestehend aus einem geräumigen 8,30 m breiten quadratischen Saal, dem ein 3,20 m breiter Vorraum vorgelagert war. Die Hausecken waren aus großen, sorgfältig behauenen Steinquadern aufgebaut. Die Ausstattung des Saales bildete ein breiter runder Herd und eine geräumige Lagerstätte. Das Haus wurde nachträglich an der Nordseite um einen heizbaren und an der Südseite um einen zweiten kleineren Raum erweitert. Auf dem Bruchstück eines Gesimses aus Sandstein ist das Ornament der vierblättrigen Rosette in Kerbschnittechnik angebracht, wie sie die Germanen ganz besonders bei Holzbauten bevorzugten. Die wenigen Bruchstücke der Ausstattung des Saales in der künstlerischen germanischen Eigenart lassen erkennen, daß dieses hochgelegene Haus wohl das Herrenhaus der Siedelung gewesen ist.

In einem benachbarten turmartigen Bau (7,73:7,33 m) wohnte oberhalb eines 2,40 m hohen kellerartigen Gelasses ein Töpfer, wie reichliche Tonreste und Mahlsteine bezeugen.

Die Badstube (Länge 6,05 m, Breite 4,35 m) war nach römischem Muster als Heißluftbad, doch ohne die Nebenräume des lauen und kalten Bades eingerichtet, da auf dem Reichenegg das Wasser knapp ist. Längs der Wände des auf Sandsteinpfeilern ruhenden Bodens standen noch viereckige hohle Heizröhren in zwei Reihen übereinander.

Unter den Funden sind besonders Reste von Plättchen und Ringe aus Bronze und Blei, Fibeln provinzialrömischer Form, darunter eine späte Silberfibel, vor allem jedoch eine Scheibe mit drei Reliefköpfen hervorzuheben, sowie Glöckchen, eine durchbrochene Bronzenadel, Gürtelbeschläge mit Andeutung von Tierköpfen und das Bruchstück eines verzierten germanischen Beinkammes. Einen wertvollen Einblick in die Tätigkeit der Bewohner auf dem Reichenegg gewähren eine Sense, Sichel, Hacke, Steckgabel, eine gezähnte Harke und ein typisch germanischer Feuerstahl. Die Tonware steht zum Teil noch unter dem Einfluß provinzialrömischer Formen, zum Teil enthält sie scheibengedrehte Gefäße der germanischen Völkerwanderungszeit mit eingeglätteten Rautenornamenten und verschlungenen Wellenlinienbändern. Neben stark verschliffenen Münzen des zweiten und besser erhaltenen Geprägen des 3. und 4. Jahrhunderts (Gallienus, Claudius Gothicus und Konstantin) ist die chronologisch wichtigste Münze eine Kleinbronze der Stadt Ravenna, der Residenz der ost-

gotischen Könige, die zur Zeit Athalarichs (526—534), des Enkels des großen Theoderich, geprägt wurde.

Nach der Schlacht bei Adrianopel (378) wurden die Ostgoten in Pannonien um den Plattensee mit der Hauptstadt Savaria-Stein am Anger angesiedelt und haben, nachdem sie nach Attilas Tod (453) die hunnische Oberherrschaft abgeschüttelt, um 459 auch im innern Norikum Fuß gefaßt und sich als Gewerbetreibende und Ackerbauer betätigt. Die zahlreichen Brandreste im Herrenhause weisen darauf hin, daß nach der Vernichtung der staatlichen ostgotischen Selbständigkeit in der Schlacht am Vesuv (452) auch das Dorf auf dem Reichenegg, wahrscheinlich infolge der Avarenstürme, in Schutt und Asche gesunken ist. Prof. Walter Schmid

Ein Hortfund der Urgermanenzeit

Das Stadtmuseum in Bromberg konnte seine Vorgeschichtssammlung durch einen interessanten Schatzfund aus dem Dorf Niederrhein an der Weichsel bereichern. Ein Bauer entdeckte auf seinem Hof einen großen Findlingsstein, der zum Schutz über einem Tongefäß lag, das wiederum 6 große Armspiralen und einigen anderen Armschmuck aus Bronze barg. Nach bereits durchgeführten wissenschaftlichen Untersuchungen gehören die Schmuckstücke der Zeit um 1000 v. d. Ztr. an, als sich unsere germanischen Vorfahren als ein schöpferisches Kulturvolk jene fruchtbaren Gebiete des deutschen Ostens zu eigen machten.

Frühgermanisches Steinkistengrab in Westpreußen

In der Umgebung der Stadt Danzig wurde in letzter Zeit erneut, und zwar diesmal bei Rheda, ein frühgermanisches Steinkistengrab entdeckt. Die Anlage liegt in der Richtung von SO nach NW und hat eine lichte Weite von 90 bzw. 50 cm. Die linke Seite wird durch drei, die rechte durch zwei Steinplatten gebildet. Die Grabanlage gehört in das 6. bzw. 5. Jahrhundert v. d. Ztr. Im Innern befanden sich 6 Aschenurnen, sowie eine flache Schale als Beigefäß. Eine der Urnen ist eine typische Gesichtsurne für eine weibliche Bestattung, die Ohrschmuck aus blauen Glasperlen an Bronzeringen enthält. Bereits vor 6 Jahren konnten in der Nähe des Fundortes ebenfalls Steinkistengräber sowie freistehende Urnen geborgen werden.

Gotengräber aus dem Kreis Meseritz

Durch amtliche Ausgrabung wurden in Brätz, Kreis Meseritz, zu den schon früher freigelegten 73 Gräbern vor kurzem 26 weitere aufgedeckt. Insgesamt weisen sie ziemlich alle Bestattungsarten auf, die wir bei unseren germanischen Vorfahren aus den ersten Jahrhunderten u. Ztr. kennen. Urnengräber, Brandschüttungsgräber, Brandgrubengräber und Knochenhäufchen. Stellenweise konnten sogar die noch aufragenden oder umgestürzten Grabmale entdeckt werden. An den zum Teil reichhaltigen Beigaben fallen besonders die zahlreichen Bronzefibeln, Gürtelschnallen, Spinnwirtel, Nähnadeln, Knochennadeln und Kämme verschiedenster Art, Perlenschmuck aus Glas und eiserne Beschläge von Schmuckkästchen auf. Die Art der Funde zeigt, daß es sich hauptsächlich um Frauen- und Kindergräber handelt. Waffenfunde, die uns von anderen ostgermanischen Stämmen her gut bekannt sind, fehlen. Besonders interessant war ein reich ausgestattetes gotisches Frauengrab, das etwas zusammengeschmolzenen Goldschmuck enthielt. Erhalten gebliebene Einzelheiten ließen erkennen, daß das Schmuckstück eine Halskette gewesen sein muß mit dem typischen S-förmigen Schließhaken und einem Berlock als Anhänger. Beide waren aus Feingold hergestellt und zeigten wundervolle Filigranarbeit. Eingehende Fundvergleiche zeigen, daß die nächstverwandten Stücke zu diesen Funden erst wieder im Weichselgebiet vorkommen, im Siedlungsgebiet der Goten und Gepiden während der ersten beiden Jahrhunderte u. Ztr.

Aufsehenerregender Wikingerfund

Bei Apenrade in der Kelding Föhrde brachten Fischer mit ihren Netzen das Steuerruder eines Wikingerschiffes aus einer Tiefe von 3 m zutage. Das Ruder bestand aus Eichenholz und wies eine Länge von 4 m auf. Dieser seltene Fund hat im Museum zu Kopenhagen großes Aufsehen erregt. Es wird geplant, die Fundstelle gründlich zu untersuchen, um dort womöglich das dort auf dem Grunde liegende vollständige Wikingerschiff auffinden zu können.

Wikingische Töpferwerkstatt entdeckt

Bei Erdarbeiten in der Nähe der norwegischen Ortschaft Kragerö konnte kürzlich eine ganze Töpferwerkstatt aus der Wikingerzeit freigelegt werden. Sie machte den Eindruck, als sei sie erst vor kurzem von dem dort tätigen Meister und seinen Gehilfen verlassen worden. Aufgefunden wurde eine ganze Reihe bereits fertiggestellter Tontöpfe und Schalen, die alle auf ein Alter von über 1000 Jahren hinweisen.

Bücheranzeigen

Rudolf Ströbel, Der Verkehr der nordischen Vorzeit. Schriftenreihe der „Straße" 27. Volk u. Reich-Verlag. Berlin 1943. 64 S., 87 Abb. Kart. RM. 6,50.

Nach einem kurzen Überblick über „Wege und Irrwege der Forschung" vergangener Jahrzehnte im allgemeinen führt uns der Verfasser direkt auf sein Thema durch den Abschnitt über Erkennen und Erforschung vorgeschichtlicher Wege und Straßen hin. Auch hier herrscht, sogar bis in unsere Tage hinein, noch manche Irrlehre, so wenn man heute noch die Moorwege als „pontes longi" der Römer bezeichnet, die in Wahrheit oft lange vor der Römerzeit angelegte kunstvolle germanische Straßen darstellen. So stehen wir mitten im Thema, das von jüngeren bis zu den ältesten Zeitabschnitten menschlicher Geschichte führt, d. h. bis zurück zur Altsteinzeit.

Die Methode der Erforschung vor- und frühgeschichtlicher Wege ist sehr vielseitig. Während früher Reisebeschreibungen antiker Schriftsteller fast die einzige Quelle bildeten, besitzen wir heute daneben viele andere Möglichkeiten vorgeschichtlicher, naturwissenschaftlicher und anderer Art zur Aufhellung vor- und frühgeschichtlicher Wege, ja ganzer Wegenetze.

Ströbel führt aus, daß die Entstehung oder Anlage von Wegen ihre Ursache im menschlichen Verkehr hat, sei es durch Handel, Landnahmen, kriegerische oder sonstige Bedingungen. Immer ist das Vorhandensein von Wegen und Straßen vom Seßhaftwerden der Menschen an durch die „Polarität von menschlichen Gemeinschaften ausgerichtet".

Besonders interessant und wichtig ist der theoretische Nachweis von Wegen schon für die Altsteinzeit. Sie beruhen auf der Beschaffung von Rohmaterial, Aufsuchen neuer Jagdgründe, also auf der Naturgebundenheit.

Die neue Arbeit von Ströbel bildet in ihrer streng wissenschaftlichen Form bei klarem flüssigem Stil einen guten Querschnitt durch die Kulturgeschichte unserer Vorfahren bis in älteste Zeiten, von der die Leser Gewinn haben werden.

Mogens B. Mackeprang, Kulturbeziehungen im nordischen Raum des 3. bis 5. Jahrhunderts. Keramische Studien. Hamburger Schriften zur Vor- und germanischen Frühgeschichte, Bd. 3. Hrsg. von Prof. W. Matthes. Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1943. 135 S., 34 Taf., 1 Karte. Brosch. RM. 18,—.

Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Untersuchung der Tonware des 3.—5. Jahrhunderts, bei der neben zwei zeitlich zu unterscheidenden Gruppen eine west- und eine ostskandinavische sowie mehrere örtliche Sondergruppen innerhalb Dänemarks zu trennen sind. Da die zeitliche Einteilung nur an Hand der Fibeln zu gewinnen ist, werden diese zunächst einer eingehenden Darstellung unterzogen. Die Über-

sicht ergibt Beziehungen der dänischen Landesteile unter sich und zu den Nachbargebieten. Hierbei läßt sich beobachten, daß der dänische Westen Übereinstimmungen mit dem Elbegebiet zeigt, während der Osten engeren Zusammenhang mit dem Weichselgebiet aufweist. Wichtig ist auch, daß Kulturübertragungen in neuen Gebieten meist später auftreten als im Ursprungsland. Verfasser rechnet stets nur mit Kulturübertragungen. Es wäre zu fragen, ob nicht auch Völkerbewegungen vorliegen könnten.

Die Arbeit gibt einen guten Einblick in die kulturellen Verhältnisse der behandelten Zeit, die weiterer Forschung als Grundlage zu dienen geeignet sind.

Hans Weinert, Biologische Grundlagen für Rassenkunde und Rassenhygiene. 2. umgearbeitete Auflage. Verlag Ferd. Encke, Stuttgart 1943. VIII u. 174 S., 35 Abb. Geb. RM. 10,70; kart. RM. 9,50.

Ausgehend von dem „Sterilisationsgesetz als Beispiel für die Forderung nach biologischem Denken" legt Weinert zunächst noch einmal kurz den Ursprung der Menschheit, wie er ihn in anderen Werken ausführlich behandelt hat, fest. Ferner werden die Probleme der Rassenentstehung und die heutigen Rassen Europas aufgezeigt. Die Berechtigung zur rassischen Einteilung leitet sich aus der Verschiedenheit der seelischen Rasseneigenschaften her. Jedoch ist es oft schwer, Rassen gegeneinander abzugrenzen. Die Vererbungslehre, gegründet unter anderem auf die Zellforschung, bietet eine der wichtigen Grundlagen der Rassenkunde, wenngleich auch hier Schwierigkeiten bestehen, die wieder auf anderen Wegen überwunden werden müssen.

Die Erblehre zeigt, daß sich naturgemäß nicht nur die gesunden, sondern auch die kranken Erbanlagen der Menschen vererben. Aus der Forderung aber, daß der Staat gesunde Menschen braucht, um seine Aufgaben erfüllen zu können, resultiert die Forderung der Rassenhygiene, die in ihrer positiven Seite Förderung des gesunden Nachwuchses, in der negativen Ausmerzung des erbkranken verlangt. Während erstere als selbstverständlich gilt, hat die zweite viel Widerspruch erfahren. Diesem zu begegnen ist die Aufgabe der folgenden Abschnitte des Buches.

Als dringende Forderung entsteht vor allem die Notwendigkeit, über die Schäden und Nachteile erbkranken Nachwuchses für die Allgemeinheit aufklärend zu wirken. Mancherlei Wege zum Ziel werden hier von Weinert vorgeschlagen, vor allem die Erziehung zu biologischem Denken an Schulen und Hochschulen.

In dem Buche werden die rassenhygienischen Gesetze des Staates in einleuchtender Form wissenschaftlich begründet. Es ist zu hoffen, daß die Weinertschen Gedankengänge weitgehendste Verbreitung finden und damit das Verständnis für staatliche Notwendigkeiten allgemein wird.

Volkmar Hiemesch, Mit Meßband und Spaten. Ein Handbüchlein für die Mitarbeiter der Vor- und Frühgeschichtsforschung. Verlag Gebrüder Stiebel, Reichenberg 1943.

Aus den praktischen Erfahrungen der sudetendeutschen Anstalt für Landes- und Volksforschung in Reichenberg unter Leitung des zur Zeit im Felde befindlichen Landesleiters des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Dr. H. Schroller, entstanden, stellt das Heft für den Nichtfachmann und Vorgeschichtsfreund die einfachsten Verfahren zur Vermessung vorgeschichtlicher Funde und zu deren Veranschaulichung in Planskizzen zusammen. Der Verfasser schildert zunächst die zu diesem Zweck notwendigen einfachsten Meßgeräte und deren Gebrauch, wobei die Preisangabe jedem zeigt, was für ihn erschwinglich ist. Der 2. Teil schildert die Ausführung der Vermessungen von der Lageskizze bis zum Einnivellieren von Höhenlinien mit einfachen Hilfsmitteln und zur Auswertung der Meßergebnisse der Planzeichnung. Der Anhang bringt die Zeichen für vorgeschichtliche Denkmäler und Funde, das Muster für ein Fundblatt und 2 Umrechnungstabellen für die praktische Arbeit.

Das Heft ist durch seinen klaren, knappen Text, der durch lebendige Faustskizzen jedem ohne besondere Vorbildung leicht verständlich wird, für Lehrer, Leiter kleinerer Museen und alle Vorgeschichtsfreunde außerordentlich willkommen. Es wird dazu beitragen, daß immer weniger vorgeschichtliche Funde mangels genauer topographischer und Grabungsaufnahmen wertlos werden.

Für den Fachmann wird später die bevorstehende Veröffentlichung „Vermessungskunde für den Vorgeschichtsforscher" von Vermessungsrat Paul Stephan in der von Professor Dr. H. Reinerth herausgegebenen Reihe „Handbücher zur praktischen Vorgeschichtsforschung" auch die für die Fachforschung notwendigen schwierigeren Methoden übermitteln.

Wenn für die sicher bald notwendige 2. Auflage der Arbeit von Hiemesch noch ein Verbesserungsvorschlag gemacht werden darf, dann der, daß im 3. Anhang die kartographischen Zeichen genauer gegeben werden (z. B. für Wallburg, Unterscheidung von Wall und Graben), auch das Zeichen für Menhir ist schwer erkennbar. Statt Bohlweg hieße es besser Bohlenweg. Bei der Angabe der Farben für die verschiedenen Zeiten wäre es richtig die Periodenangaben zu ändern oder mit Jahreszahlen zu versehen, da man z. B. unter älterer und jüngerer Eisenzeit oder frühgeschichtlicher Zeit verschiedene Zeitspannen verstehen kann.

Friedrich Lange, Deutsche Volksgeschichte. Deutsches Raumdenken. Zentralverlag der NSDAP., Berlin 1943. Brosch. RM. 1,60.

Der durch seine volkstumspolitischen Schriften bekannte Verfasser behandelt die deutsche Geschichte aus der Schau des jetzigen Krieges heraus in allgemeinverständlicher Form. Die germanische Vorgeschichte wird kurz, aber in wissenschaftlich richtiger und lebendiger Art dargestellt. Die Ausführungen über die germanischen Eigentumsverhältnisse auf S. 17 treffen allerdings nicht allgemein, sondern nur für bestimmte Zeiten und Stämme zu. Das Heft ist sehr zu empfehlen.

Germanen-Erbe, Heft 7/8, 1943 enthält Aufnahmen von: Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Berlin, S. 105; Haus der Vorzeit (Dr. A. Tode), Braunschweig, S. 99—103; Oberstudiendirektor Bünte, Detmold, S. 115 u. 116; Lichtbildner Hugo Krause, Stettin, S. 97; Hauptlehrer Hermann Josef Seitz, Lauingen a. d. Donau, S. 111 u. 112; Lehrer Fritz Warnecke, Hannover, S. 118 u. 119.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b Tel. 70861. — Verlag: Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.

DAS KÖRPERLICHE WOHLBEFINDEN

und die Schaffenskraft zu erhalten, den Organismus gegen schädigende Einflüsse widerstandsfähig zu machen, das ist seit Jahzehnten die Arbeit unserer Werke im Dienst der Volksgesundheit.

BAUER & CIE
JOHANN A. WÜLFING
BERLIN

Werde Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte!

Er kämpft für die Erforschung und Erneuerung des Erbes unserer Ahnen.

Der germanische Schmied und sein Werkzeug

Von Dr. Horst Ohlhaver, Potsdam. VIII, 193 Seiten m. 207 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1939. 4°. Kart. RM. 25.50

(Band 2 der Hamburger Schriften zur Vorgeschichte u. Germanischen Frühgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Walther Matthes, Hamburg)

Altschlesien: Längsschnitte durch die Vorzeit zur Aufhellung einer Fundart oder wie hier eines Handwerkes sind mit außerordentlich zeitraubenden Vor- und Sammelarbeiten verknüpft; ihre Ergebnisse sind dann aber auch für lange Zeit grundlegend und von besonderem Werte für die Kulturgeschichte und viele Nachbargebiete. Das ansprechende Werk läßt den germanischen Schmied in seiner Arbeitsweise und in seinem hohen Ansehen vor unseren Augen wiedererstehen. Es wird sich als Nachschlagebuch bald unentbehrlich machen. M. Jahn.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands

Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Reinerth, bearbeitet von Dr. G. Merschberger. (Reichsb. f. Dtsch. Vorgeschichte u. Reichsamt Vorgeschichte der NSDAP.) Teil I. Süd- und Mitteldeutschland einschließlich des Protektorats Böhmen und Mähren. XV, 490 Seiten mit 12 Tafeln u. 5 Ausklappkarten. 1941. DIN A 5. Geb. RM. 16.—

Zeitschr. d. Vereins f. Thür. Geschichte: Das Handbuch bringt von 590 Sammlungen in 20 Gauen Süd- und Mitteldeutschlands sowie den wiedergewonnenen Gebieten Elsaß, Lothringen, Böhmen und Mähren alphabetisch angeordnet alles Wissenswerte über Lage, Geschichte, Leitung, Umfang, Fundstoff in chronologischer Uebersicht, Arbeitsgebiet und Veröffentlichungen an Hand eines zweckmäßigen Schemas, nach dem jede Sammlung abgehandelt wird. Das handliche Format und fünf Uebersichtskarten machen es als Reisehandbuch vorzüglich geeignet.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Mannus-Bücherei / Herausgegeben von Hans Reinerth

Band 70:

Die Eisentechnik der Hallstattzeit

Von Dr. phil. habil. Adolf Rieth, Straßburg. Unter Mitarbeit von Dipl.-Ing. J. W. Gilles, Niederschelden-Sieg. VI, 178 Seiten mit 97 Abbildungen im Text, 1 Zeittafel und 1 Fundkarte. 1942. gr. 8°. RM. 24 —, geb. RM. 25.50; Vorz.-Pr.*) RM. 20.40, geb. RM. 21.90

*) Für Mitgl. d. Reichsbundes f. Deutsche Vorgeschichte, f. Bezieher d. Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Zu den wichtigsten Zeugen vorgeschichtlicher Kultur gehören die Dinge des täglichen Lebens, wie sie von den Handwerkern unter unseren Ahnen geschaffen wurden. Wir erkennen darin nicht nur die Geschicklichkeit aus selbst schwierig zu bearbeitenden Werkstoffen nützliche Gegenstände zu schaffen, sondern auch eine meisterhafte Kunstfertigkeit, die einen gut ausgebildeten, sicheren Geschmack voraussetzen.

Der Verfasser, der sich seit Jahren dem Studium des vorgeschichtlichen Handwerkes widmet, beschäftigt sich diesmal mit einem zeitlich und räumlich begrenzten Gebiet. Aufschlußreich sind seine Ausführungen über die Verbreitung und die Typen der Gegenstände. Darüber hinaus berichtet er von der Arbeitstechnik und das verwendete Material, das durch genaue analytische Untersuchungen in seiner Zusammensetzung und seiner Herkunft erkannt werden konnte.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Mannus-Bücherei / Herausgegeben von Hans Reinerth

Band 71:

Germanen in Osteuropa

Versuch einer Geschichte Osteuropas von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts

Von Dr. Kurt Gloger, Allenstein. VIII, 288 Seiten mit 89 Abbildungen im Text. 1943. gr. 8°. RM. 16.50, geb. RM. 18.—; Vorz.-Pr.*) RM. 14.—, geb. RM. 15.60

*) Für Mitgl. d. Reichsbundes f. Deutsche Vorgeschichte, f. Bezieher d. Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Millionen deutscher Soldaten stehen jetzt im Kampf gegen den Bolschewismus. Weit sind sie nach Osten marschiert. Sie sahen das Land, sie lernten die Menschen kennen und fühlten sich irgendwie befremdet. Aber manchmal waren da Menschen, die uns verwandt schienen, da waren Höfe, die sauberer und reicher waren, da waren Gebäude, die nicht in die Umgebung paßten; das Nachdenken begann. Aber nur wenige wußten, daß schon vor 2000 Jahren germanische Stämme hier gesiedelt und geherrscht haben. Die Aufgabe dieses Werkes ist es nun, Licht in das Dunkel der Jahrhunderte um die Zeitwende herum zu bringen. Der Verfasser hat versucht, auf Grund des Schrifttums und der Funde, den Ablauf des Geschehens und das Leben im Osten Europas bis zu dem Zeitpunkt darzustellen, in dem sich in historischer Zeit eine Wendung vollzog. Das Auge des deutschen Volkes ist durch das große Geschehen dieser Tage nach dem Osten gewendet. Möge dieses Werk allen, die es lesen, helfen, sich ein klares Bild von dem Werden und Geschehen im Osten zu machen, damit sie bewußt an der Gestaltung seiner Zukunft mitarbeiten können

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Bronzezeitliche Kulturgruppen im mittleren Elbegebiet

Von Hellmut Agde. VII, 201 Seiten mit 73 Abbildungen im Text. 1939. gr. 8°. Kart. RM. 19.50

Vergangenheit und Gegenwart: Aus der vorgeschichtlichen Forschungsarbeit Mitteldeutschlands ist zunächst diese tiefschürfende Untersuchung zu nennen, die mit zielsicherer Methode Klarheit in die verwickelten kulturellen und völkischen Verhältnisse der Bronzezeit im Mittelelbegebiet bringt. Durch die klare Erfassung der germanischen Landnahme in der Jüngeren Bronzezeit gewinnt das Werk weit über den mitteldeutschen Raum hinaus Bedeutung für die gesamtdeutsche Vorgeschichte.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig